Philosophie und Leben

4. JAHRGANG + 3. HEFT + MÄRZ 1928

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Das Rätsel von Konnersreuth

Von August Messer

In den letzten Jahren hat — abgesehen von bedeutenden politischen Ereignissen — schwerlich ein Vorgang unser Volk so tief und nachhaltig beschäftigt, wie die Vorgänge in Konnersreuth. Ein äußeres Zeichen dafür war auch der Zustrom von Besuchern nach Konnersreuth. Nach Schätzung der Gendarmerie waren dort am 5. August 1927 über 2500, am 12. August 1927 über 4000 Fremde anwesend. Das erklärt sich aus dem gesteigerten religiösen Sinn und Interesse der Gegenwart, dem starken Vordringen der katholischen Kirche und der zurzeit mächtigen neuromantischen Geistesströmung. Eine Beurteilung jener Vorgänge ist nicht möglich, ohne Stellungnahme zu ganz grundlegenden Fragen der Weltanschauung.

All dies aber fordert die Behandlung des Gegenstands in unserer Zeitschrift geradezu heraus. Ich suche dabei folgende Fragen zu beantworten: 1. Was wird aus Konnersreuth berichtet? 2. Wie steht es mit der Glaubwürdigkeit des Berichteten? 3. Welche Erklärungsmöglichkeiten bietet die Wissenschaft? 4. Wie stellt sich die Kirche dazu?

I.

Der erste Bericht über Therese Neumann ist von dem Konnersreuther Ortspfarrer Naber verfaßt worden. Er ist in Nr. 99 der Prager „Deutschen Presse" vom 29. April 1926 abgedruckt worden. Seitdem ist eine ganze Literatur darüber erschienen. Als besonders wertvoll sei daraus folgendes genannt: Die Broschüre des außerord. Professors der Psychiatrie an der Universität Erlangen Dr. G. Ewald: „Die Stigmatisierte von Konnersreuth" (490), Sonderabdruck aus der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" (im Verlag Lehmann, München, Ende 1927 erschienen). Ewalds Bericht und gutachtliche Stellungnahme beruht auf einer Untersuchung, die er am 28. und 29. Juli 1927 mit dem Therese Neumann behandelnden Arzt, Sanitätsrat Dr. Seidl-Waldsassen, vornahm und zwar am Schluß einer vierzehntätigen genauesten Beobachtung Theresens durch vier vereidigte geschulte katholische Krankenschwestern (vom 14. bis 28. Juli).

Ferner ist beachtenswert ein Aufsatz: „Kritische Gedanken zum Phänomen von Konnersreuth" von dem Chefarzt der Medizinischen Klinik des St. Marienkrankenhauses in Frankfurt a. M., Dr. Richard Stephan, erschienen in der „Frankfurter Zeitung" vom 25./26. November 1927.

Neben diesen zwei Vertretern der heutigen medizinischen Wissenschaft sei genannt als Vertreter der katholischen Theologie der ord. Professor der Apologetik an der Universität Würzburg, Dr. Georg Wunderle, der eine Broschüre veröffentlicht: „Die Stigmatisierte von Konnersreuth", 2. Aufl. (4. bis 10. Tausend, 80 S.). 1927. Verlag: Geschäftsstelle des Klerusblattes in Eichstätt.

Auch Vertreter des wissenschaftlichen Okkultismus haben sich mit dem Fall beschäftigt, so der Charlottenburger Arzt Dr. Walter Kröner in seiner Broschüre: „Das Rätsel von Konnersreuth". 1927. (91 S.) Verlag: O. Gmelin, München. Ferner seien erwähnt mehrere Aufsätze in der „Zeitschrift für Parapsychologie" (Leipzig, Mutze), November- und Dezemberheft 1927.

Therese Neumann wurde 1898 als ältestes Kind eines Schneiders in dem kleinen oberpfälzischen Dorf Konnersreuth geboren. Es liegt bei Waldsassen nahe der böhmischen Grenze. Die Eltern scheinen gesund zu sein. „Der Vater machte," so schreibt Professor Ewald, „den Eindruck eines strengen, hartköpfigen Mannes, mit dem sich nicht gut reden läßt, von fast verbohrtem, bäuerlichem Selbstbewußtsein. Er scheint auch zuhause ein strenger Herr gewesen zu sein; »das hat's bei uns nicht gegeben«, oder: » wenn ich mal was gesagt habe, dann ist Schluß«, war sein drittes Wort. So bestand er auch darauf, daß dieses die erste und die letzte ärztliche Untersuchung sein sollte.

Die Mutter erschien als eine zugänglichere Natur, entbehrt aber auch nicht einer gewissen, leicht mißtrauisch zurückhaltenden Bauernschlauheit. Sie erscheint um ihr Kind ehrlich besorgt und ist dauernd um sie." Neun Geschwister Theresens sind am Leben. Die Familie war stets fromm, aber ohne Übertreibung. Zwei entfernte Verwandte wurden Priester, einer davon soll „nervös" sein; auch sonst soll einiges Psychopathische in der Verwandtschaft vorliegen.

Therese ging mit 14 Jahren in Dienst, in dem sie bis 1918 hart arbeitete. Sie war völlig gesund, sehr kräftig, sie soll 1½ Zentner schwere Säcke getragen haben. Sie sei auch lustig gewesen. Allerdings gab sie sich nie mit Burschen ab, ging nie tanzen. Das hatte seinen Grund darin, daß sie ein ungewöhnlich frommes, tiefgläubiges Mädchen war, das sich viel mit Katechismus und Bibel beschäftigte und der die Leidensgeschichte Christi schon in der Schule Tränen des Mitleids entlockte. In dem entlegenen stillen Dörfchen ist so die Religion ihre ganze geistige Nahrung gewesen. Die „Welt" hat sie nie kennengelernt; charakteristisch dafür ist, daß sie in ihrem ganzen Leben noch nie Eisenbahn gefahren ist.

Von einer gewissen Bedeutung ist auch die Persönlichkeit des Ortspfarrers Naber. Er ist der geistliche Erzieher Theresens, und sie hängt sehr an ihm. Der katholische Professor A. Ludwig, Freising, äußert sich über ihn (in der „Zeitschrift für Parapsychologie" Dezemb. 1927 S. 750): „In Pfarrer Naber hatte ich mir einen etwas derben Landpfarrer vorgestellt, war aber überrascht, ein feines Gelehrtengesicht zu sehen, einen

bescheidenen, aufrichtig freundlichen Mann." Professor Ewald (a. a. O. S. 6) charakterisiert ihn also: „Er macht einen ruhigen, biederen, freundlichen Eindruck, schien mir ein Mann von einigen 50 zu sein. Er ist wohl ehrlich von der übernatürlichen Einwirkung, die bei Therese ein Spiel sein soll, überzeugt und hat auch entsprechende Äußerungen schon getan. Im übrigen macht er nicht den Eindruck eines Eiferers." Ewald meint freilich, „daß, von der wissenschaftlichen Seite genommen, sein Einfluß auf Therese gerade kein günstiger sein könne; so führe sein ständiges Ausfragen über Erlebnisse Theresens, auch während der Ekstase zu einem suggestiven Hineinfragen." (War das nicht so oder so?) Auch berichtet Professor Ludwig, Naber habe sich gegen eine erneute Untersuchung der Nahrungslosigkeit Theresens ausgesprochen; wer den vereidigten barmherzigen Schwestern nicht glaube, der werde auch einer rein fachmännischen Untersuchung den Glauben verweigern. Ludwig fügt hinzu, Therese selbst habe sich sogleich zu einer zweiten Untersuchung bereit erklärt, wenn der hartnäckige Widerstand des Vaters überwunden werden könne. —

Nunmehr soll über den Verlauf der Krankheit Theresens berichtet werden: Anfang März 1918 brannte es neben dem Hause ihres Dienstherrn. Therese soll zunächst ganz kopflos gewesen sein. Beim Wasserzureichen verspürte sie, bald nachdem sie von ihrem Dienstherrn hart angelassen worden war, plötzlich einen heftigen Schmerz im Rücken. Sie begann sofort zu hinken, der Körper war verkrümmt, der Rückenschmerz trat immer wieder auf, ging „gürtelförmig" um den Körper, schwere Magenkrämpfe kamen hinzu. Eine organische Erkrankung oder eine Rückenmarksverletzung war nicht festzustellen. Im Krankenhaus des nahen Ortes Waldsassen wurde sie auf „Magensenkung" mit Milchdiät behandelt. Die Behandlung war erfolglos. Nach Hause gebracht, blieb sie bettlägerig, konnte sich weder aufsetzen noch aufrecht halten. Ohnmachtsanfälle traten ein, später schwere Krämpfe, bei denen sich die Patientin über vorgestellte Bretter schnellte. Dabei bissen die Zähne so fest aufeinander, daß die oberen Schneidezähne abgesprengt wurden, später eiterten und ausfielen. Diese Zähne waren so schön gewesen, daß ihre Schwestern sie darum beneidet hatten. Die Versicherungsärzte stellten die Diagnose Hysteria traumatica, d. h. „Hysterie nach Chok". Sie bezog seit Anfang 1919 eine 100prozentige Unfallrente.

Im März 1919 — etwa am Jahrestag des Brandes — trat plötzlich eine Erblindung ein, die über vier Jahre anhielt und von ärztlicher Seite wiederholt mit Sicherheit festgestellt wurde. Bald danach verschlimmerte sich der Zustand noch weiter: es kam zur völligen Lähmung der linken Körperseite, zu Analepsie und Anästhesie (Schmerz- und Gefühllosigkeit), auch zu zeitweiser Taubheit. Versuche des Vaters, die Patientin gewalt-

sam zu kurieren, scheiterten völlig: aus dem Bett gebracht, wurde sie bewußtlos und bekam einen schrecklichen Krampf.

Dann lag sie drei Jahre lang, ein Bein unter das andere geschlagen, zu Bett, Beine und Rücken mit eitrigen, übelriechenden Wunden bedeckt. Auch nahm sie nur noch ganz wenig Nahrung auf, weit weniger, als gewöhnlich von ärztlicher Seite als Minimum angesehen wird. Die monatlichen Blutungen hatten ein volles Jahr nach dem Brande ausgesetzt; sie kehrten dann einigemal in unregelmäßigem Abstand und Ausmaß wieder, hörten aber seit 1920 überhaupt auf. Dafür stellten sich Magenblutungen mit Bluterbrechen ein — eine oftmals die Menstruationsblutung ersetzende Blutausscheidung (auch solche aus den Augen soll vorkommen). Ferner zeigte sich bei Therese Neigung zu Blutungen an anderen Körperstellen, so aus den Ohren.

So brachte sie nun jahrelang — blind, gelähmt, vorübergehend auch taub — viele Stunden des Tages allein zu, versunken im Gebet, ohne Klagen und Murren über ihre schweren, schmerzhaften Leiden, die sie, als von Gott geschickt, geradezu mit dankbarer Freude zu ertragen sich gewöhnte. Sie ist dabei innerlich ganz erfüllt von dem Miterleben des Leidenswegs Christi bis zu seiner Kreuzigung. Daneben bedeutet ihr sehr viel die heilige Therese, die auch in ihrer Familie verehrt wurde. Diese Therese [Martin] (vom Kinde Jesu) ist nicht identisch mit der bekannten spanischen Heiligen aus dem 16. Jahrhundert und wird zum Unterschied von jener die „kleine" Therese genannt. Sie lebte von 1873 bis 1897 und trat schon als 15jährige in das französische Karmeliterinnenkloster in Lisieux. Sie wurde 1923 selig und am 17. Mai 1925 heilig gesprochen. In der Familie Neumann wurde ein Blatt gehalten, das sich besonders für die Verehrung dieser neuen Heiligen einsetzte. (Näheres über sie in dem „Theresien-Büchlein" von Pater Athanasius Bierbaum, Kevelaer, Butzon & Bercker, 1928.) In ihr sah Therese Neumann mehr und mehr ihr Urbild. Da sie sich ganz in die Rolle der Dulderin hineingefunden hatte, war sie auch bereit, die Leiden anderer auf sich zu nehmen. So soll im Winter 1921/22 ihr Vater von einem Rheumatismus in wenigen Tagen auf ihre Fürbitte genesen sein, während sie selbst ihn übernahm, so daß ein Vierteljahr lang ihr linker Arm zusammengezogen blieb. Ebenso soll sie im Winter 1922/23 einen katholischen Theologiestudenten, den sie gern hatte, von einem Halsleiden befreit haben, während sie selbst von da an nicht mehr recht schlucken und nichts Rechtes mehr vertragen konnte, so daß sie sich seitdem wesentlich von Flüssigkeiten (Milch, Tee, Himbeersaft) nährte.

Nach vierjähriger Blindheit, am 29. April 1923, konnte Therese plötzlich wieder sehen. Es war der Tag der Seligsprechung der heiligen Therese. Über die näheren Umstände der Heilung berichtet Ewald „aus

zuverlässiger Kollegenquelle": Therese habe ihrem kleinen Bruder etwas Unrechtes verwiesen. Der habe darauf erstaunt gesagt: „Aber du kannst das doch gar nicht sehen". Da habe sie mit einem Male bemerkt, daß sie wieder sehen könne und sei sehend geblieben. Am 17. Mai 1925 erschien der Kranken ein sehr helles Licht, und sie vernahm eine Stimme, die fragte, „ob Resl gesund werden möchte". Die Stimme verkündete zugleich: Resl werde noch viel und lange weiter leiden dürfen, ohne daß ein Arzt helfen könne. „Durch Leiden kannst du deinen Opferberuf am besten auswirken. Durch Leiden werden weit mehr Seelen gerettet, als durch die glänzendsten Predigten."

Die Stimme versicherte dann, daß Resl gehen könne. Diese erhob sich und konnte nach mehr als sechsjähriger absoluter Bettlägerigkeit allein durch das Zimmer gehen. Es geschah dies am Tage der Heiligsprechung der kleinen Therese.

Von nun an erfuhr Therese in der Entwicklung durch eine nur ihr wahrnehmbare Stimme mehrfach kommende Ereignisse.

Im November 1925 wird sie von einer eitrigen Blinddarmentzündung schwerster Art befallen. Der Arzt bereitete schon die sofortige Operation vor. Da wird eine Reliquie der heiligen Theresia ihr auferlegt und innerhalb weniger Stunden erfolgt Heilung durch Abgang des Eiters infolge Durchbruch eines Abszesses in den Mastdarm (was bisweilen vorkommt).

In der Fastenzeit 1926 wird das erste Stigma — das Wort „Stigma", aus dem Griechischen stammend, bedeutet eigentlich „Stich", sodann „Wundmal" — sichtbar. Über der ersten Entstehung der Stigmata bei Therese liegt, wie Ewald bemerkt, „einiges Dunkel". Sie sollen „mit einem Male" dagewesen sein. Dr. Seidl sah Therese erst wieder, als sie die Stigmata an den Streckseiten der Hände bereits hatte. Eine große Hautwunde unter der linken Brust in der Nähe des Herzens; am Karfreitage desselben Jahres zeigten sich Wundmale an den Hand- und Fußrücken, entsprechend den Kreuzigungswunden Christi. Das Kommen der Wunden kündigte sich wochenlang vorher durch starke Schmerzen an. Die Wunden bluteten bis nach Beendigung der Fastenzeit, eiterten nie und sind seitdem trocken und von Blutborken bedeckt; sie heilen aber nicht ab.

Seit der Passionszeit 1927 bluten nur noch die Wunden an Kopf und Herz; und es fließen blutige Tränen. An der Handfläche und in der Fußsohle sind die Wundmale am Karfreitag 1927 aufgetreten, freilich nur halb so groß wie am Hand- und Fußrücken, wo sie etwa die Größe eines Zehnpfennigstückes haben. Die stärkeren Fettpolster an Handflächen und Fußsohlen scheinen stärkeren Widerstand geleistet zu haben. Professor Ewald berichtet: Einmal schlug Therese versehentlich mit der Hand gegen das Nachtkästchen. Dadurch entstand in dem Schorf der Handwunde ein kleiner Sprung. Dr. Seidl konnte darauf mit der Lupe sicher feststellen,

daß sich unter dem Schorf ein feines Epithelhäutchen befand. Die Stigmata gehen also bestimmt nicht in die Tiefe, und die Meinung Theresens, daß sie durch Hände und Füße hindurchgingen, ist irrig.

Von Stigmatisierten, wie Katharina Emmerich, Louise Lateau, will Therese nichts gewußt haben. In der Fastenzeit 1926 verfiel sie auch mehrfach in den Zustand der Ekstase, der Entrückung und Umdämmerung.

Am Herz-Jesu-Freitag 1926 (6. November) begann während einer Ekstase der Kopf an drei Stellen der behaarten Kopfhaut Blut auszuscheiden, jetzt sind es acht Stellen, jedoch bleibt die Stirn frei. Die Ekstasen treten seit 1926 jeden Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr nachts ein und dauern bis Freitag mittag gegen 1 Uhr. Über seinen Besuch an einem Donnerstag und Freitag im Herbst 1927 beobachtete Dr. Stephan (Frankfurt) folgendes:

Therese begrüßt den ihr angekündigten medizinischen Kritiker ganz unbefangen und schlicht, bereit, über alles Befragte Auskunft zu geben und betonend, daß sie absolut nicht zu erklären vermag, „was eigentlich an ihr geschieht". Sie ist schlank, zweifellos stark unterernährt und von einem merkwürdig blassen, fast alabasterfarbenen Hautkolorit. In unmittelbarer Nähe ist die Ausatmungsluft von intensivstem Azetongeruch, wie er medizinisch für den Hungerzustand des Organismus charakteristisch ist. Die Haut ist äußerst dünn und zart. Auf Ober- und Unterfläche von Hand und Fuß zeigen sich etwa markstückgroße, strahlige Narben, deren Oberfläche kreisrund und mit einem ganz trockenen, auffallend durchsichtigen, rubinroten Blutschorf bedeckt ist; irgendwelche Entzündungserscheinungen an den auf Druck äußerst schmerzempfindlichen „Stigmen" lassen sich nicht konstatieren. Eine gleiche, wenn auch nicht gleichmäßig trockene, lineare und sehr tiefe Hautwunde durchzieht die linke Brustseite dicht unter dem Herzen. Nach Art und Anordnung der Narben erscheint es völlig ausgeschlossen, daß diese Wunden mit künstlichen Manipulationen durch Therese selbst oder durch ihre Umgebung erzeugt sein können. An den Organen ist ein regelwidriger Befund nicht festzustellen. Therese geht mühsam auf den Fersen wegen der Schmerzhaftigkeit der Fußmale, ist im übrigen aber körperlich gewandt, geistig von nicht zu verkennender Monotonie; wie weit letztere lediglich ihrem Werdegang, wie weit sie etwa einer geistigen Anormalität entspricht, ist nicht konstatierbar. Sie versichert, seit 23. Dezember 1926 weder Nahrung noch Trank zu sich genommen zu haben, lehnt aber lachend die religiöse Motivierung dieser Nahrungsaskese ab: „I könnt, glaub i, schon wieder schlucke, aber i hab ka Bedürfnis dazu."

Am Nachmittag des Donnerstag erscheint Therese unruhiger als gewöhnlich; das Nahen der körperlich unerhört schmerzhaften Freitagspassion wirft Schatten voraus. Sie lebt in einem kleinen Raum des Pfarrhauses und geht gegen 10 Uhr zu Bett. Kurz vor Mitternacht beginnen die Ekstasen, die durchschnittlich fünf Minuten währen und sich bis zum Freitag wenige Minuten nach Mittag ganz regelmäßig wiederholen; starr und plötzlich richtet sich der Oberkörper im Bett auf, die Hände sind nach vorn gestreckt, der Gesichtsausdruck der einer nach unsichtbarem Objekt Schauenden, die Miene bald von Freude, bald von Schmerz verzerrt, ganz unwirklich. In der Zwischenpause fällt der Körper schlaff zurück. Auf energisches Zureden wird schwache Antwort gegeben; in der Ekstase selbst ist auch der stärkste Schmerzreiz ohne jede Wirkung. In der Frühe des Freitagmorgen — mitten in einer besonders schmerzhaften Ekstase — fallen große Blutstropfen aus beiden Augen über die Wangen; das sofortige Zugreifen zeigt, daß es sich um reines, ungewöhnlich trockenes Blut handelt, das sofort

gerinnt, anfangs noch in Kugelform erstarrt und nicht aus den Schleimhäuten des Auges, sondern aus den Öffnungen der Tränendrüsen stammt. Das Blutweinen währt über etwa sechs Stunden hinaus. Gegen Mittag ist die ganze untere Gesichtspartie mit einem breiten, bandartigen Blutschorf bedeckt. Während der letzten drei Stunden sickert aus äußerlich nicht sicher erkennbaren Hautdefekten der Stirngegend ununterbrochen Blut in das schützende Kopftuch und durchtränkt die Unterlagen im Bett. Die Ekstasen des Schmerzes nehmen während dieser Zeit an Intensität zu; kein mir bekanntes Bild der Mater dolorosa vermag die Verkörperung seelischen Leidens in einer auch nur ähnlichen Intensität zu reproduzieren, wie das lebendige Bild des Konnersreuther Bauernmädchens. Daß sowohl Blutweinen wie Blutung aus den Stigmen der Dornenkrone ohne jede vorherige Berührung durch die Hände der Stigmatisierten stattfindet, kann mit Sicherheit gesagt werden. Nach Beendigung der Schauung des Christustodes, die von einer Blutung der Brustwunde begleitet ist, sinkt Therese erschöpft und wimmernd zurück; sie verfällt in einen Halbschlaf, ist aber schon nach zwei Stunden wieder munter, außer Bett und neuen Besuchern aufgeschlossen. Von Donnerstag abend bis Freitig mittag beträgt die Gewichtsabnahme 7 Pfund. Sie ist bereits im Laufe des Spätnachmittags wieder ausgeglichen und aufholt. Der gesamte Blutverlust ist selbstverständlich quantitativ nicht meßbar; er erscheint dem Laien groß, ist aber in Wirklichkeit gering. Ich schätze ihn auf nicht mehr als ungefähr 100 Kubikzentimeter.

Was die Art ihrer Visionen betrifft, so gab Therese auf Fragen Prof. Ewalds an, daß sie ausgesprochenen Leibhaftigkeitscharakter trügen, nicht bildhaft seien; auch seien sie farbig und nicht einfach schwarz-weiß. Sie stelle sich alles so lebhaft vor, daß sie gleichsam mit dem Heilande durch die Straßen gehe; sie kenne sich jetzt in Jerusalem auch schon gut aus. Ein geistlicher Herr, der dort alles kenne, habe auch gesagt, daß es ganz genau stimme. „Sie berichtet davon mit einer unverhohlenen Freude, nicht ohne einen Zug von Selbstgefälligkeit."

Daß das Stigma des Lanzenstichs, der nach dem Bericht des Evangeliums die Kruzifixe auf der rechten Seite des Heilands zeigen, bei ihr (wie bei anderen Stigmatisierten) links liegt, deutet darauf hin, daß sie sich mit dem Heiland nicht völlig identifiziert, sondern sich ihm als gegenüberstehend erlebt. Nach den Ekstasen folgt am Freitag nachmittag ein Erschöpfungszustand. Samstags ist Therese wieder ganz frisch. Ein Besucher (R. Olden im Berliner Tageblatt, 1927, Nr. 430) schreibt darüber: „Der Kontrast ist groß, die Wirkung ist stark. Gestern eine Sterbende, deren Körper alles Blut verlassen zu haben schien, um aus Augen und Wunden zu verströmen — heute ein kräftiges, gesundes Menschenkind, die Wangen, die todesbleich waren, braun und von kräftiger Röte erhellt, die damals geschlossenen, blutig verklebten Augen groß, weit geöffnet und klar; trotz der ungeheueren Anstrengung der zehnstündigen Ekstase ist von Müdigkeit oder Erschöpfung nichts zu merken." Derselbe Besucher schildert Therese also: „Sie ist mittelgroß (etwa 1,60 m), kräftig gebaut, nicht auffallend mager, ihr Gesicht großflächig, breite Stirn, lange, gutgeformte Nase, strahlende Augen." (Seit Anfang 1928 haben die Freitagsekstasen und die Blutungen aufgehört.)

II.

Bei gar manchen Einzelheiten dieses Berichts wird sich dem, der nicht durch eigenen Augenschein sich überzeugen konnte, der Gedanke aufdrängen: das kann doch nicht wahr sein; das ist ja „unmöglich". Indessen dürfen wir, auch bei kritischster Haltung, doch streng genommen nur behaupten: das ist ungewöhnlich, für uns nicht erklärlich.

Wir müssen eben genau entscheiden zwischen „Feststellung von Tatsachen und ihrer Erklärung“. Das ist eine Unterscheidung, die von größter Wichtigkeit ist gegenüber dem ganzen Gebiet des sogenannten „Okkulten“, d. h. solcher Erscheinungen, die nach den uns bekannten Naturgesetzen nicht erklärt werden können[1]); dahin gehören: Gedankenlesen, Telepathie, Hellsehen, Fernbewegungen, Materialisationen. Der Versuch, derartige Phänomene als „Einbildung“ oder „Betrug“ abzutun, ist der naheliegendste Erklärungsversuch. In diesem Falle werden sie nämlich doch in die uns bekannten und geläufigen Naturvorgänge eingeordnet und damit „erklärt“. Daß Täuschungen, auch Selbsttäuschungen vorkommen, ist ja unbestreitbar. Aber darum kann doch nicht alles Geheimnisvolle in dieser Weise wegerklärt werden.

Was darf nun bei Therese Neumann von den ungewöhnlich, ja zunächst unerklärbar aussehenden Erscheinungen als tatsächlich anerkannt werden[2])? Erstens, ihre plötzlichen Heilungen; zweitens, ihre Stigmata; drittens, das Blutweinen; viertens — höchstwahrscheinlich — das Aufhören der Nahrungsaufnahme seit dem 23. Dezember 1926. Die ganze religiös-sittliche Sinnesart Theresens, ihrer Eltern und des Ortspfarrers lassen irgendwelchen bewußten Betrug so gut wie ausgeschlossen erscheinen. Damit stimmt auch, daß die Eltern Gaben grundsätzlich zurückweisen sollen. Die Heilungen sind durch alle diese vertrauenswürdigen Personen, sowie den behandelnden Arzt Dr. Seidl, bezeugt.

Die „Stigmata“ sind von mehreren Ärzten genau untersucht und als echt anerkannt worden. Die Stigmata an Händen und Füßen zeigen, obwohl seit drei Monaten nicht mehr blutend, bei der Untersuchung Ewalds ein „ziemlich frisches, dunkelrotes, glänzendes Aussehen“ (S. 25). Dieser untersuchte auch mit Dr. Seidl aufs genaueste die Bindehäute der oberen und unteren Augenlider einen Tag vor der Ekstase. Sie unterschieden sich in nichts von normalen Bindehäuten, zeigten keine Kratzeffekte, keine Narben, nicht das geringste, was auf eine willkürliche Verletzung hätte hinweisen können. Der Blutgehalt der Tränen wurde „ganz einwandfrei“ festgestellt.

Jede künstliche Verletzung würde sich viel schneller wieder schließen; nur bei ganz groben Verletzungen (die nicht zu verbergen wären) könnte eine solche Blutmenge austreten. Dasselbe gilt für die Blutungen aus dem Kopf und aus der Herzwunde. Die letztere ist so stark, daß sie 10 bis 20 Mull-Lagen durchdringt. Dabei ist das austretende Blut nicht

[1]) Vgl. A. Messer, Wissenschaftlicher Okkultismus. Leipzig. Sammlung Quelle & Meyer. 1927.

[2]) Daß Therese Worte Christi aramäisch (in ihrem Dämmerzustand) wiedergibt, hat der protestantische Professor der Semitischen Philologie in Halle, Dr. Johannes Bauer, bestätigt (vgl. dessen Aufsatz in der Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten „Die Einkehr“, Nr. 92 v. 14. 12. 1927). Darauf einzugehen fehlt der Raum

reines Blut, sondern eine serös-blutige (wässerige) Flüssigkeit, die durch künstliche Verletzung nicht hervorgerufen werden könnte (S. 38). Endlich würde bei wiederholter Verletzung Eiterung eintreten.

Was endlich das Aufhören jeglicher Nahrungszufuhr angeht, so ist diese wenigstens für die 14 Tage vom 14. bis 28. Juli 1927 durch die vier vereidigten Krankenschwestern, die Therese ununterbrochen aufs genaueste überwachten, auf das bestimmteste bezeugt. Professor Ewald, der am Schluß dieser Beobachtungsperiode seine Untersuchung vornahm, rühmt die Protokolle dieser Schwestern; sie zeigten, „mit welcher Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit welcher Unvoreingenommenheit und mit welch nüchternem Urteil sie ihre Aufgabe erfüllten" (S. 41). Die Beobachtung war so genau, daß auch das Wasser zum Ausspülen des Mundes vor und nach gemessen wurde; genau gemessen oder gewogen wurden auch alle Ausscheidungen.

Therese empfing lediglich täglich die heilige Kommunion. Dabei wurde ihr aber wegen ihrer Schluckbeschwerden nur ein Partikelchen, etwa ein Achtel der Hostie gereicht. Selbst wenn sie in den 14 Tagen drei Hostien genommen hätte, so hätte deren Gesamtgewicht nur 0,39 Gramm betragen. Damit sie das Partikelchen schlucken konnte, wurde ihr etwa 3 Kubikzentimeter Wasser gereicht. Die Gesamtmenge betrug in den 14 Tagen ca. 45 Kubikzentimeter; das entspricht etwa drei Eßlöffeln Wasser.

Stuhlentleerung fand in den 14 Tagen überhaupt nicht statt. An Urin wurde eine Gesamtmenge von 525 Kubikzentimeter entleert. Die Untersuchung dieses Urins ergab einen sehr hohen Gehalt an Azeton und Azetessigsäure — was auch ein objektiver Beweis für einen intensiven Hungerzustand erbrachte.

Allerdings ergab die Untersuchung des zwei Tage nach der Untersuchung entleerten Urins nur noch Spuren von Azeton und Azetessigsäure und am 5. August 1927 fehlten selbst diese Spuren.

Höchst auffällig waren auch die Gewichtsschwankungen. (Therese wurde ohne Schuhe und stets in der gleichen Bekleidung gewogen.) Am 13. Juli wog sie 110 Pfund, Samstag, den 16. Juli, also nach der Freitagsekstase, nur noch 102 Pfund (also 8 Pfund weniger). Am Mittwoch, den 20. Juli, wog sie wieder 108 Pfund; sie hatte also — ohne jegliche Nahrungszufuhr — in vier Tagen 6 Pfund zugenommen. Die Ekstase der folgenden Woche ergab wieder eine Abnahme um 3 Pfund, auf 105 Pfund, aber am Donnerstag, den 28. Juli, war wieder das ursprüngliche Gewicht von 110 Pfund erreicht.

Obwohl nun Ewald irgendeine Lücke oder einen Fehler in der Beobachtung nicht entdecken konnte, so erscheinen ihm diese Feststellungen so unglaublich, daß er eine erneute Überwachung in einer neutralen

Klinik fordert. Führe diese zu einer Bestätigung, so „würde sich die Wissenschaft“ — wie er meint — „vor ganz neuen Fragestellungen finden“ (S. 49).

III.

Es ist gewiß psychologisch begreiflich und auch sachlich berechtigt, daß ein Forscher um so entschiedener sich gegen die Anerkennung der Tatsächlichkeit eines Vorgangs sträubt, je ungewöhnlicher und damit unerklärlicher er sich darstellt. Immerhin ist bemerkenswert, daß auch Professor Ewald sich hütet, das Urteil „Unmöglich“ auszusprechen, daß er vielmehr damit rechnet, daß eine erneute Beobachtung zu einer Bestätigung der Tatsächlichkeit führen kann, und daß dann eben die Wissenschaft zu ganz neuen Erklärungsversuchen greifen müsse.

Das führt auf die weitere Frage: Wie steht es mit den Erklärungsmöglichkeiten der verschiedenen Erscheinungen?

Die ursprüngliche Erkrankung Theresens wurde ärztlicherseits als hysteria traumatica bezeichnet. Hysterie ist ein Sammelname für sehr mannigfache Krankheitszustände, die das Gemeinsame haben, „psychogen“, d. h. durch seelisches Erleben hervorgerufen zu sein; freilich ist dabei noch gefordert, daß durch die Hysterie irgendwie das Ich — oder Wünsche des Ich, vielleicht ganz verborgene, ihm selbst unbewußte — auf ihre Rechnung kommen.

So hat denn auch die Durchforschung des unbewußten Seelenlebens nach der „psychoanalytischen“ Methode Sigmund Freuds und die „individualpsychologische“ Alfred Adlers zu tieferen Einblicken in die seelischen Wurzeln hysterischer Erkrankung geführt.

Eine psychoanalytische Erklärung des Falls Therese Neumann versucht der Berliner Arzt Dr. Hermann Neugarten (in der „Zeitschrift für Parapsychologie“, November-Heft 1927) zu geben.

Theresens Erkrankung beginnt mit dem Erlebnis des Brandes im März 1918. Nach psychoanalytischen Erfahrungen ist ein Brand Symbol für ein gewaltsames Hervorbrechen verdrängter sexueller Libido (d. h. Begierde). Diese Symbolik verrät ja auch Sprachbildungen wie Liebesglut, heiß oder brennend begehren, entflammt sein, „Flamme“ für Geliebte usw.

Daß Therese — wohl infolge der strengkatholischen Erziehung — ihre Libido aufs stärkste verdrängte, zeigt sich ja darin, daß sie jede Liebschaft, ja sogar jeden Tanz vermied.

Durch das Branderlebnis wurde nun die verdrängte Libido erregt. Aber dies sinnliche Begehren stößt schon im Unbewußten auf den Widerstand der sittlichen „Zensur“, d. h. des Gewissens, und kann sich darum nur in nervösen Symptomen äußern. In der Fehlleistung, daß ihr damals der Wasserkübel aus der Hand fällt, verrät sich eine unbewußte sexuelle Tendenz, deren Sinn ist — der Brand, d. h. die aufflackernde Libido, soll *nicht* gelöscht werden. Der gleichzeitig eintretende Rückenschmerz aber bedeutet Selbstbestrafung für das unbewußte Aufbegehren der Libido, und zugleich Erfüllung einer masochistischen Tendenz, d. h. eines Leidenwollens, das als lustbringend

dunkel empfunden wird. Aus unbewußter Sühnetendenz wird auch abgeleitet, daß sie sich in den Krämpfen die Zähne zerstört, durch die sie sich vor den Geschwistern bevorzugt glaubt. Wenn es nun nach jahrelanger Krankheit zu Heilungen kommt, so muß der Psychoanalytiker fragen: aus welchen unbewußten Motiven verzichtet sie nunmehr auf die Krankheit? Ein Hinweis liegt darin, daß sie in ihren Gebeten um Heilung stets auf die Mutter verweist: „Ihr sei es ja egal, aber der Mutter wegen...“

Offenbar entspringt ihr Leiden zu einem guten Teil einem unbewußten Schuldgefühl gegen die Mutter. Dies Schuldgefühl wurzelt in dem sogenannten „Oedipuscomplex“, d. h. in der Liebe des Kindes zum andersgeschlechtlichen Elternteil und in dem Haß und den Todeswünschen gegenüber dem gleichgeschlechtlichen. Dieser „Komplex“ ist nach Freud ein allgemein menschlicher; er gab ihm diesen Namen nach dem Thebanerkönig Oedipus, von dem die griechische Sage meldet, daß er seinen Vater erschlug und seine Mutter heiratete.

Wenn nun aber die Mutter immer wieder die Genesung Theresens wünscht, so darf diese ihre Schuld als gesühnt betrachten und kann endlich ihre neurotische Selbstbestrafung aufgeben.

Da aber die kleine hl. Theresia das „Ideal-Ich“ der Kranken darstellt, so müssen psychologisch die Heilungen von dieser ausgehen.

Während der Periode religiöser Vertiefung hat sich zugleich eine „Sublimierung“, d. h. Vergeistigung, der Libido vollzogen. Die Liebeskraft hat sich dem leidenden Christus zugewendet. Er, der himmlische „Bräutigam“, verschmilzt gleichsam mit ihr und formt auch ihren Körper, was in den Stigmen sich ausdrückt, während in den Ekstasen das Leiden Christi seelisch miterlebt wird, daß die Blutungen eine Art Ersatz der Menstruation darstellen, deutet ja ebenfalls in die sexuelle Sphäre.

Ebenso kann die Einstellung der Nahrungsaufnahme als Abwehr der Libido gedeutet werden; denn Libido im allgemeinen Sinne ist ja für Freud Energie des Lebenswillens, der sich auch im Begehren nach Nahrung und im Aufbau des Organismus äußert.

Die Diagnose auf Hysterie würde also durch psychoanalytische Deutung insofern eine Ergänzung erfahren, als diese auf unbewußte sexuelle Wünsche und Gegentendenzen des Ich hinweist, die sich auch in den körperlichen Symptomen verraten sollen.

Daß auch unter dem Gesichtspunkt der Individualpsychologie sich Erklärungsmöglichkeiten ergeben, sei nur noch kurz angedeutet.

Die beherrschende Rolle, die bei Freud die Libido spielt, weist Adler dem Geltungsstreben zu. In Therese mußte dieses Streben leiden unter der Strenge des Vaters. Jener verhängnisvolle Brand war auch ein Chok für ihren Geltungswillen: sie soll zunächst ganz kopflos gewesen und dann auch von ihrem Dienstherrn gescholten worden sein. Der plötzliche Rückenschmerz wäre dann Symptom einer „Flucht in die Krankheit“. Ein unbewußter Wille zur Krankheit entspringt vielfach aus dem Geltungswillen, sofern der Kranke Mittelpunkt der Beachtung und der Sorge wird.

Zugleich ist ja durch die christliche Lehre die Krankheit in einen positiven Wert paradox umgebogen: das Leiden gilt als Begnadung von seiten Gottes, ist also ein Zeichen besonders göttlicher Liebe. So gewinnt sie in ihrem Verhältnis zu Gott erhöhtes Geltungsgefühl zurück, das sich noch steigern muß durch die von ihr auf suggestivem Wege vollbrachten Heilungen. So bedarf sie, um auch „Mittelpunkt“ für ihre Umgebung zu sein, der Krankheit nicht mehr, ja das Auftreten der Stigmata, der Blutungen und der Ekstasen muß sie in ihrem Milieu zum Gegenstand einer geradezu religiösen Verehrung machen.

Selbst Prof. Wunderle (S 81) betont die Gefahren des „Mittelpunktbewußtseins“ für Therese und mahnt sie, sich den Besuchern zu entziehen. Prof. Ewald (S. 38)

schreibt: „Für mich spielen bei Therese Neumann die Ich-Faktoren (in Form einer gewissen Selbstbespiegelung und Selbstgefälligkeit, in einer Freude am Erlesensein[1]), auch wohl in einer gewissen Geltungssucht und Sensationsfreudigkeit) sicher mit herein, wenn auch nicht in aufgetragenem Maße, und deshalb stehe ich nicht an, die Stigmatisation der Therese auch als hysterisch zu bezeichnen". Er fügt dabei hinzu: „Viele wertvollste Menschen haben gelegentlich schon hysterische Symptomenkomplexe gezeigt". Dr. R. Stephan spricht von einer „Genialität der Hysterie" bei Theresen.

In welchem Maße aber bei Hysterie seelische Einflüsse, wie z. B. Autosuggestionen (populär ausgedrückt: Einbildungen) auf den Körper zu wirken vermögen, ist bekannt. Als besonders lehrreiches Beispiel nennt Ewald (S. 37) die eingebildete Schwangerschaft. „Wunsch oder Furcht, geschwängert zu sein, kann bei disponierten Individuen dazu führen, daß die Monatsblutungen schwinden, die Brüste schwellen und Vormilch auszuscheiden beginnt, daß der Leib anschwillt, daß Hautveränderungen der Schwangerschaft (Chloasmen) auftreten, daß die Körperhaltung eine andere wird, der Gesichtsausdruck sich typisch verändert, und daß es schließlich zu fruchtlosen Geburtswehen kommt".

In solchen Fällen bewirkt das seelische Sich-Einleben in die Schwangerschaft, in unserem Falle bewirkt das Sich-Einleben in das Leiden

---

[1]) Wie hochgradig auch in der kleinen heiligen Theresia das Geltungsstreben auf religiösem Wege Befriedigung gefunden hatte, dafür ist folgende Aufzeichnung der Heiligen („Theresienbüchlein" S. 37f.) äußerst lehrreich. Sie schreibt: „Als ich die Hochzeitsanzeige meiner Kusine gelesen, kam mir der Gedanke, folgende Einladung abzufassen, die ich dann auch den Novizinnen (deren „Meisterin" sie war) vorlas, weil ich glaubte, auch auf sie müßte das, was mich selbst ergriffen, einen heilsamen Eindruck machen, nämlich wie klein und gering die Ehre und der Vorzug irgendeiner irdischen Ve bindung sei, verglichen mit der Würde und dem Rang einer Braut Christi. Meine Anzeige lautete folgendermaßen: „Gott Vater, der Allmächtige, der Schöpfer Himmels und der Erde, der Herr der Welt, und die glorreiche Jungfrau Maria, die Königin des himmlischen Hofes, teilen mit die geistige Vermählung ihres erhabenen Sohnes Jesus Christus, Königs der Könige und Herrn der Heerscharen, mit der kleinen Theresia Martin, nunmehrigen Königsbraut und Schatzmeisterin der ihr von ihrem königlichen Bräutigam als Morgengabe dargebrachten Gnadengüter, vorzüglich der Geheimnisse seiner heiligen Kindheit und seines bittern Leidens, was sie auch berechtigt, die Adels- und Ehrentitel zu führen: Theresia vom Kinde Jesu und vom heiligen Antlitz.

Da wir Sie zum Hochzeitsfeste — gefeiert am Berge Karmel am 8. September 1890 (dem Tag, da sie die Ordensgelübde ablegte) — nicht einladen konnten, weil nur allein dem himmlischen Hofe Zutritt gestattet war, so werden sie doch gebeten, zu dem Feste nach erfolgter Rückkehr von der Hochzeitsreise sich einzufinden, das morgen, am Tage der Ewigkeit, stattfinden wird. Jesus, der Sohn Gottes, wird an diesem Tage auf den Wolken des Himmels kommen, im Glanze seiner Herrlichkeit, um zu richten die Lebendigen und die Toten.

Da die Stunde jedoch noch unbestimmt ist, so sind Sie eingeladen, allzeit zu wachen und sich bereit zu halten."

(Man vgl. dazu die Ausführungen Nietzsches über den „Auserwählten-Dünkel", Antichrist Nr. 44).

Bei der „kleinen" Heiligen verrät sich freilich hier ein Auserwähltenbewußtsein, das in seiner naiven Ahnungslosigkeit geradezu rührend wirkt.

Christi das Auftreten und die Lokalisation der körperlichen Veränderungen: nämlich die Stigmatisierung und das Fließen des Blutes.

Stigmatisation soll schon in mehr als 300 Fällen vorgekommen sein, zwar meist bei Frauen, aber auch bei Männern, zuerst bei dem hl. Franziskus von Assisi (1224). Besonders bekannte neuere Fälle sind die der Katharina Emmerich, einer Nonne von Dülmen bei Münster (1774 bis 1824), deren Gesichte Klemens Brentano[1]) aufgezeichnet hat, und der Louise Lateau in Bois d'Haine, Belgien (1851—83), die auch die Stigmen der Geißelung Christi aufgewiesen haben soll. Noch am Leben ist Padre Pio, ein Kapuzinerpater in St. Giovanni Rotondo bei Foggia in Unteritalien, der 1918 als 32jähriger stigmatisiert wurde. Typisch sind bei den Stigmatisierten die Freitagsekstasen, vielfach auch minimale Nahrungsaufnahme.

Eine zusammenfassende Behandlung der Stigmatisationen hat W. Jacobi gegeben in seiner Schrift „Die Stigmatisierten", Beiträge zur Psychologie der Mystik, München, Bergmann 1923.

Ein Gegenstück bietet das jetzt etwa 15jährige rumänische Medium Eleonore Zugun. Diese wurde einmal von ihrer Großmutter verflucht, weil sie gegen deren Verbot von gefundenem Gelde sich Bonbons gekauft hatte. Nun meint sie vom Teufel (dracu) gepeitscht oder gebissen zu werden. Dabei zeigen sich plötzlich Striemen oder Eindrücke von Zähnen auf ihren Armen (wie ich sie selbst im Herbst 1926 in Berlin an ihr beobachten konnte). Ausführliche Berichte über Eleonore Zugun finden sich in der Zeitschrift für Parapsychologie (Leipzig, Verlag Mutze, Februar 1927) und in der Zeitschrift für psychische Forschung (Verlag Revalo-Bund, Hamburg, Alsterdamm 16), Juli 1927.

Überhaupt gehören hierher die zahlreichen Fälle von „Besessenheit", in denen sich ein Zerfall der Individualität in ein bewußtes und ein unbewußtes Ich vollzieht, wobei sich das letztere zeitweise auch des Körpers bemächtigt und sich an ihm darstellt.

Einen besonders interessanten Fall dieser Art hat der Genfer Psychologe Flournoy beschrieben (das Buch ist unter dem Titel „Die Seherin von Genf", auch deutsch bei Meiner, Leipzig, 1914, erschienen).

Ein Gebiet, auf dem man den Einfluß des Seelischen, und zwar des Unbewußt-Seelischen auf das Körperliche besonders deutlich beobachtet, ja in neuester Zeit auch experimentell untersucht hat, ist das der hypnotischen Suggestion. Man hat z. B. Hypnotisierten beigebracht, er esse diese oder jene Speise, z. B. ein Beafsteak, und man konnte feststellen, daß ihr Magen daraufhin Magensäfte absonderte, die speziell für das betreffende Nahrungsmittel die passenden waren. Die Suggestion, es werde eine größere Menge Wasser getrunken, führte zu vermehrter Urinausscheidung, die Vorstellung körperlicher Arbeit zu Blutdruckerhöhungen, die Suggestion des Zuckeressens zur Erhöhung des Blutzuckers.

---

[1]) Das bittere Leiden unseres Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich. 1830 u. ö., Neudruck 1902.

Professor Dr. J. H. Schulz berichtet in der „Umschau" (Heft 44 vom 29. April 1927), daß er 1909 gemeinsam mit dem Hautarzt in der Frankfurter Universitätshautklinik einem 19jährigen durch hypnotische Suggestion eine Brandblase beibrachte.

Neben Wirkungen hypnotischer Suggestionen und Autosuggestionen darf endlich noch auf die Leistungen von Fakiren hingewiesen werden; (vgl. Zeitschrift für Parapsychologie, November 1927, S. 671 f. und Wunderle a. a. O. S. 66 f., endlich auf die Methode Coué und die Schrift des Kantianers Ernst Marcus, Theorie der natürlichen Magie. Reinhardt, München 1924.) Dr. Kröner (a. a. O. S. 45) erwähnt noch folgende Fälle: Ein junger Mann sieht, wie einem Arbeiter von einer Kreissäge die Hand abgerissen wird. Er bekommt sofort an der betreffenden Stelle einen blutrünstigen Streifen, der noch lange Zeit beim Drandenken sich rötete. Eine Mutter, die meint, ihr Kind erwürge sich mit einer Schlinge, bekommt einen roten Strich um den Hals. Er erinnert auch an das sogenannte „Versehen". Eine Schwangere erlebt eine Gasexplosion, das Kind zeigt ein Muttermal in Gestalt von einer Flamme. Also eine Stigmatisation des Embryos durch den Affekt der Mutter.

Wenn so die Erscheinungen bei Therese Neumann in eine große Zahl ähnlicher Fälle eingeordnet werden können, so bedarf doch noch die mangelnde Nahrungsaufnahme und das Schwanken des Gewichts einer besonderen Erörterung.

Auch hier fehlen freilich Analogien nicht. Mehrfach wird von Stigmatisierten beachtet, daß ihre Nahrungsaufnahme sehr gering oder überhaupt fast aufgehoben war (Zeitschrift für Parapsychologie, November 1927, S. 655). Wenn jedoch auch in keinem Falle, soweit mir bekannt, so genaue Beobachtungen angestellt worden sind wie in Konnersreuth, so dürfte es also auch hier an Analogien nicht fehlen. Ebenso darf darauf hingewiesen werden, daß man mehrfach bei Medien erhebliche Schwankungen des Körpergewichts konstatiert hat (vgl. Kröner a. a. O. S. 74 ff.).

Einen Erklärungsversuch gibt Richard Stephan (a. a. O.). Er führt aus: In jahrelanger, wesentlich durch Schluckstörungen bedingter Askese paßt sich der Körper Theresens einem Minimum von Kalorienzufuhr an, er wurde so gleichsam auf ein Minimum von Nahrungszufuhr trainiert. Der Nahrungstrieb erlischt schließlich ganz. Das Stoffwechselzentrum wird gelähmt — ähnlich wie Seh- und Bewegungszentren im Gehirn jahrelang gelähmt waren. „Die wundersame Anpassungsfähigkeit des Organischen an jede Umweltsbedingung schafft sich die notwendigen Energien aus dem eigenen Bestand und hält Haus mit einem ganz geringen Bruchteil dessen, was bisher als unterste Grenze galt."

Übrigens sei Therese in Jahresfrist doch erheblich schlanker geworden; ihren Tod sage sie für 1935 voraus.

Die Gewichtsschwankung sucht Stephan so zu erklären: „Der Ablauf der Entrückung ist von einem außerordentlichen Wasserverlust durch Transpiration und extrem vermehrte Ausatmung begleitet —, Gewichtssturz durch Wasserabgabe, ein medizinisch hinlänglich bekanntes Geschehen. Auch der Wiederanstieg des Gewichts muß oder kann in Teilfunktionen des Wasserstoffwechsels gesucht werden: Der Organismus ist unter den völlig veränderten Stoffwechselbedingungen befähigt, die Schleimhaut der Lungen nach Wahl zur Aufnahme wie zur Abgabe im Wasserstoffwechsel zu zwingen, eine Umkehr der Funktionsrichtung, wie sie uns aus anderen Beispielen der Pathologie ganz geläufig ist."

Also der Art nach verwandte Vorgänge finden sich auch hier, wenn auch dem Grade nach der Fall von Konnersreuth einzig dastehen dürfte und eben darum in höchstem Grade die Beachtung der Wissenschaft verdient.

Jedenfalls braucht sich die Wissenschaft bis jetzt nicht genötigt zu sehen, die Waffen gegenüber den Berichten über Therese Neumann zu strecken, selbst wenn wir deren volle Wahrheit anerkennen. Die Wissenschaft braucht nicht eine Durchbrechung der Naturgesetze, ein übernatürliches Geschehen, ein „Wunder" anzuerkennen.

Wie stellt sich nun aber zu dieser Frage diejenige Instanz, die den Anspruch erhebt, autoritativ zu entscheiden, ob ein Vorgang ein „Wunder" sei — die katholische Kirche?

IV.

Nach katholischer Lehre ist das Wunder eine aus natürlichen Ursachen unerklärbare, unmittelbar göttliche Wirkung in der natürlichen Erfahrungswelt.

Von den dämonischen Wundern sind die wahren göttlichen durch ihre religiös heilige, sittlich lautere Zweckbestimmung verschieden, das wahre Wunder dient dazu, die Aufmerksamkeit auf göttliche Fügungen und Offenbarungen zu lenken, deren Sendboten zu bestätigen, oder auch in Typen und Symbolen dem Menschen seine höheren Ziele zu versichern.

In einer Predigt zu München am 6. November 1927 hat der dortige Erzbischof Kardinal Faulhaber sieben Grundsätze hinsichtlich der Anerkennung von Wundern verkündet: 1. Christus hat Wunder gewirkt und seiner Kirche die Wunderkraft verheißen. Also muß der Katholik an die Wunder des Evangeliums glauben und daran, daß im Verlauf der Kirchengeschichte Wunder vorkommen können; 2. Christus hat vor falschen Propheten und falschen Wundern gewarnt. Es ist also von Fall zu Fall zu prüfen, ob es sich um ein wirkliches (göttliches) oder nur ein scheinbares Wunder handelt; 3. diese Prüfung hat in reiner Wahrheitsliebe mit Ehrfurcht vor dem Heiligen zu geschehen, ohne Wundersucht, aber auch ohne Wunderscheu; 4. Wunderbare Taten oder Zustände sind nur dann ein Beweis für den Glauben, wenn sie einen (sittlich) guten Sinn haben und wenn sie aus echt religiöser Gesinnung stammen; 5. die alten Wunder im Reiche Gottes müssen unserem Glauben genügen; 6. Heute

schon, vor dem Endurteil, liegt in den Geschehnissen von Konnersreuth die Mahnung: Menschen der Neuzeit und der neuzeitlichen Not kehrt zurück zur Andacht zum Leiden Christi! 7. Die Kirche fällt das Urteil „Wunder" nur sehr langsam. Darum müssen wir Zurückhaltung üben.

Freilich hat die Kirche immer bis in die neueste Zeit gewisse Geschehnisse als echte (göttliche) Wunder anerkannt, denn sie hat immer wieder Verstorbene „selig" bzw. „heilig" gesprochen — was Voraussetzung dafür ist, daß eine örtliche bzw. eine allgemeine Verehrung der Betreffenden zulässig ist. Voraussetzung für diese kirchlichen Akte aber ist jeweils u. a. der Nachweis von zwei „echten" Wundern.

Was insbesondere die Stigmatisation angeht, so sagt das katholische Kirchenlexikon von Wetzer und Welte: „Die Stigmatisation darf kein Beweis für die Heiligkeit der stigmatisierten Person sein, sondern das Vorhandensein der christlichen Tugenden in heroischem Grade ist nachzuweisen." In der Tat (nach Jacobi) sind von den 321 Stigmatisierten nur 61 selig — bzw. heilig gesprochen worden.

Auch in dem Falle von Konnersreuth geht die kirchliche Behörde sehr langsam und vorsichtig vor. Sie wünscht auch eine neue, streng wissenschaftliche Beobachtung und Prüfung, etwa in einer Universitätsklinik.

Die kirchliche Behörde ist sichtlich bestrebt, die Aufbauschung ins Sensationelle und eine vorschnelle Beurteilung zu verhüten.

Anf d iugendes Ersuchen der bischöflichen Behörde haben sich die Eltern im Herbst 1927 wenigstens dazu entschlossen, keine Besucher mehr zuzulassen, außer mit bischöflicher Genehmigung.

Wenn sie sich gegen die Verbringung in eine Klinik sträuben, so leitet sie dabei vielleicht ein ganz richtiges Gefühl und eine Besorgnis, die durch das taktlose Vorgehen eines Arztes (der Therese plötzlich einer ganz grellen Beleuchtung aussetzte) sehr begründet ist. Kröner, einer der wenigen Ärzte, die mit der Okkultismusforschung vertraut sind, macht mit Recht geltend (S. 867 f.):

„Was bei einem Milieuwechsel passieren wird, dafür kann keiner gutsagen. Bei Katharina Emmerich hörten die Phänomene auf, sobald sie in der Klinik interniert wurde und die Kommission in Sicht trat. Man wird lichtzersetzliche Körper nicht bei Tageslicht untersuchen. Therese Neumann zwecks Untersuchung in eine Irrenklinik deportieren, hieße ein unendlich seltenes und kostbares seelisches Gebilde der Verständnislosigkeit der materialistisch-dogmatischen Wissenschaft und den Händen von Untersuchern ausliefern, die in parapsychologischer Methodik weder theoretisch noch praktisch geschult sind. Es hieße die Phänomenik im Keime ersticken, die man untersuchen will. Es hieße diesen hypersensitiven Organismus schutzlos den verderblichen und negativen Schwingungen einer feindseligen und verstockten Mentalität aussetzen. Es hieße eine seelische Vergiftung und einen Zusammenbruch auf der ganzen Linie riskieren."

Dr. Kröner gibt für eine erneute Beobachtung und Untersuchung in Konnersreuth selbst sehr beachtenswerte Hinweise. Es wäre aufs brin-

gendste zu wünschen, daß sie befolgt würden. Die Wissenschaft ist an diesem ganz außerordentlichen Fall in hervorragendem Maße interessiert. Freilich machen sich auch hier bei vielen ihrer Vertreter die Hemmungen geltend, die bisher schon immer viel zu weitgehende Zurückhaltung gegenüber dem ganzen Gebiet der Okkulten bedingten: die noch immer sehr mächtige materialistische Denkweise, die Überschätzung dessen, was schon an Naturerkenntnis erreicht ist, und das Vorurteil, etwas, was dieser Erkenntnis nicht entspreche, sei überhaupt unmöglich, endlich die Scheu, sich zu blamieren, wenn man die herkömmlichen Anschauungs- und Erklärungsweisen verlasse.

Als seinerzeit der Meinungsstreit um die stigmatisierte Louise Lateau tobte, da erklärte ein Führer deutscher Wissenschaft, Professor Virchow: „Entweder Betrug oder ein Wunder." Das war eine Zeit, da auch noch die Hypnose von den Vertretern der offiziellen Wissenschaft mit ablehnendem Mißtrauen betrachtet wurde. Inzwischen hat sich durch das Studium der hypnotischen und hysterischen Erscheinungen, der Bewußtseinsspaltungen und der Wirkungen des Unbewußten die Lage sehr verändert. Aber noch immer besteht größtes Mißtrauen, ja vielfach kritiklose Verneinung gegenüber dem weiten Gebiet der okkulten Erscheinungen. Und doch böte sich hier aller Wahrscheinlichkeit fruchtbares Neuland für wissenschaftliche Erkenntnis. Und von dem, was hier schon mit Sicherheit oder mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit festgestellt ist, fällt auch viel Licht auf das Phänomen Konnersreuth.

Auch diesem gegenüber hätte unsere wissenschaftliche Welt wahrscheinlich sich noch weit ablehnender verhalten, wenn nicht die so mächtige katholische Kirche daran interessiert wäre und eine wissenschaftliche Untersuchung herbeigeführt hätte. Sie bleibt auch an einer verbesserten Wiederholung dieser Untersuchung interessiert, denn schon fehlt es nicht an sehr einflußreichen Stimmen, welche die kirchliche Behörde aus ihrer vorsichtigen Zurückhaltung herausdrängen und veranlassen wollen, die Erklärung jener Geschehnisse als „Wunder" offiziell auszusprechen. Bezeichnend dafür ist z. B. die Äußerung eines sehr angesehenen Jesuiten-Paters.

Friedrich Muckermann (S. J.) schreibt in einem Artikel „Immer wieder Konnersreuth" (Kölnische Volkszeitung, II. M.-Bl. vom 23. Dezember 1927, Nr. 946): er lehne den Vorschlag, Therese in einer Klinik beobachten zu lassen, „auf das entschiedenste" ab. Im Hinblick auf die Beobachtung durch die vier Schwestern im Juli 1927 und die Untersuchung durch Sanitätsrat Dr. Seidl und Professor Ewald erklärt er: „Jene menschliche Sicherheit und mehr noch als sie, die wir den Wundern des Evangeliums gegenüber haben können, ist dadurch vollkommen gegeben. Es mag seinen wissenschaftlichen Reiz haben, hier noch mehr Beobachtungen anzustellen, aber es ist der Zweifel berechtigt, ob solche Gnaden zu solchem Zwecke gegeben werden." „Für einen vernünftigen Glauben genügt es, wenn eine menschliche Sicherheit, die auf soliden Fundamenten steht, für die Tatsachen vorhanden ist. Da dies der Fall ist, hat die Religion kein Interesse daran, mit einer Stigmatisierten noch weitere Experimente

vornehmen zu lassen..." Es scheint darin ein Zugeständnis zu liegen, „daß wir an Wunder nicht vernünftigerweise glauben können, die nicht in einer modernen Klinik nachprüfbar sind. Wir aber glauben an die Auferstehung Christi und an seine verklärten Wundmale auch ohne diese Garantie... Wäre sie notwendig, es stände schlimm um uns."

Die Entscheidung wäre für die Kirche erheblich einfacher, wenn jene Alternative Virchows „Betrug oder Wunder" heute noch zu Recht bestände. Aber wir haben gesehen, daß die neue Forschung — besonders bei Berücksichtigung des okkulten Gebietes — Erklärungsmöglichkeiten bietet, die auch für das Rätsel von Konnersreuth eine Lösung durch vertiefte und erweiterte naturwissenschaftliche Einsicht erwarten lassen.

Ja, man darf die Frage aufwerfen, ob die Erklärung derartiger, wenn auch noch so ungewöhnlicher Fälle als „Wunder" nicht einen prinzipiellen Einspruch der Wissenschaft herausfordern mußte. Denn ein Wunder soll ja, nach kirchlicher Lehre, ein Geschehnis sein, das „aus natürlichen Ursachen" *schlechthin unerklärbar* sei.[1])

Um aber dies Urteil abzugeben, müßten wir doch, streng genommen, über eine vollkommen erschöpfende, eine ideale Naturerkenntnis verfügen; wir müßten alle Naturgesetze ohne Ausnahme kennen, um endgültig die Entscheidung zu fällen, ob etwas nach diesen Gesetzen erklärt werden kann oder nicht. Aber bleibt nicht diese ideale Naturerkenntnis für uns endliche Wesen ewige, unvollendbare Aufgabe, freilich eben darum stets anzustrebendes Ziel, „regulative Idee" im Sinne Kants?

Enthüllt sich hier nicht schließlich ein letzter unaufhebbarer Gegensatz zwischen „Glauben und Wissen"? Der Glaube begehrt nach Endgültigem, absolut Sicherem, er begehrt auch nach Wundern als absolut sicheren Erweisen für die Existenz eines persönlichen Gottes, der die Welt regiert und in sie unmittelbar hineingehört. So ist und bleibt „das Wunder des Glaubens liebstes Kind".

Die Wissenschaft dagegen lebt vom beständigen Suchen. Mit der Erklärung eines Vorgangs als „Wunder" würde sie sich selbst aufgeben. Das aber wird sie nicht und darf sie nicht, solange sie noch Neuland vor sich sieht und Erklärungsmöglichkeiten sich ihr bieten.

---

[1]) Zwar der große Kirchenvater Augustinus hatte erklärt: „Wunder verstoßen nicht gegen die Natur, sondern *gegen die uns bekannte* Natur." Aber bei dieser Definition des Wunderbegriffs ließ sich das Wunder nicht als „ eweis" eines über der Natur waltenden Gottes verwerten. Darauf aber kam es gerade der Kirche an. So hat das Vatikanische Konzil (1870) als „unfehlbares" Dogma aufgestellt: „Damit aber der Dienst unseres Glaubens der Vernunft entsprechend sei, wollte Gott mit den inneren Einwirkungen des heiligen Geistes auch äußere Beweise der Offenbarung verbinden, nämlich göttliche Taten und vor allem *Wunder* [!] und Weissagungen, welche als klare Erweise seiner Allmacht und Allwissenheit völlig sichere und der Fassungsgabe eines jeden angemessene Zeichen der göttlichen Offenbarung sind."

Wie sehr aber an diesen angeblich „klaren Erweisen" gläubige Christen Anstoß nehmen, das zeigen die unten S. 82 und 86 mitgeteilten Gedanken evangelischer Theologen.

Moderne protestantische Theologen über die Wunder

I. Gottfried Traub.

Traub[1]) betont mit aller Schärfe: nennt man einen Vorgang „wunderbar“, weil er aus „natürlichen“ Ursachen unableitbar sei —, so ist das ein Wunderbegriff, der für den (richtig verstandenen) christlichen Glauben entbehrlich ist (3). Eben dieser von der mittelalterlichen und lutherischen Orthodoxie ausgebildete Wunderbegriff, der im Irrationalen, Widervernünftigen sein wesentliches Merkmal hat (23), ist ein „Erzeugnis logischen Denkens, hat aber mit dem frommen Glauben nichts zu tun“ (3). Nach ihm soll ja das Wesen eines Wunders darin bestehen, daß es dem Verstand unmöglich sei, es aus der Natur oder aus dem Geistesleben abzuleiten.

Es ist ja auch stets bedenklich, die Grenzen unseres Verstandes und seiner Erkenntnisfähigkeit für alle Zeiten abstecken zu wollen. Wie schlimm sind dann alle die Gläubigen daran, die fürchten müssen, daß der Verstand eines Tages doch in den Bereich einbricht, wo sie die Wunder geborgen meinen.

„Keine Verteidigung nützt dem Glauben wirklich, die ihn damit vertröstet, daß es eben doch sehr viel unerklärliche Dinge gebe“ (5). Frommer Glaube hält sich für zu groß und gut, als daß er sich lediglich als „Ergänzung“ des Wissens faßte; er hat auch gar kein Bedürfnis, sich mit dem Verstand in einen Kompetenzstreit einzulassen.

Der wahrhaft Gläubige weiß, daß der Verstand ihm von Gott geschenkt ist; er hemmt darum nirgends dessen Fortschritte, sondern freut sich seiner Entdeckungen. Warum sollte denn auch das Unverstandene und Unverständliche an sich mehr zu Gott führen als das Verständliche; dann hätte ja die Befürchtung gar mancher wirklich Grund, daß der menschliche Verstand schließlich Gott aus der Welt vertreiben könne.

In Wahrheit ist es so: je mehr sich uns die Wirklichkeit in Natur und Geschichte erschließt, um so staunender beten wir das E i n e Wunder: den lebendigen Gott, der das alles geschaffen, hält, belebt und erklärt, an. So sieht der fromme Glaube die ganze Welt als Wunder an, als Wunder des lebendigen Gottes.

Diesem e i n e n echten Wunder gegenüber verdienen die „Verstandeswunder“, von denen die Evangelien und die Heiligen-Geschichte berichtet, gar nicht den Namen „Wunder“, man mag sie „M i r a k e l“[2]) nennen.

[1]) „Das Wunder im Neuen Testament“, Religionsgeschichtl. Volksbücher, V. Reihe Nr. 2. 11.—20. Tausend. Tübingen, Mohr.

[2]) Vom lateinischen „miraculum“, das allerdings gewöhnlich auch mit „Wunder“ übersetzt wird. (Dazu würde Traub auch die Vorgänge in Konnersreuth wohl rechnen.)

Es handelt sich hier um Vorgänge, denen lediglich deshalb „Wundercharakter" beigelegt wird, weil sie dem verständigen Erkennen ins Gesicht schlagen. Sie sollen rein durch ihre äußerliche Erscheinung wirken und eben durch deren auffallenden Charakter aller Augen auf sich ziehen. „Das Wunderbare liegt hier an der Oberfläche. Seine Wirkung besteht in dem Widerspruch gegen Sinn und Verstand" (1). „Daß damit echte christliche Frömmigkeit nichts zu tun hat, sollte einleuchtend sein. Darum hat auch die christliche Religion das (vorchristliche) Mirakelwesen zwar als fremden Eindringling geduldet, aber nie einen wirklichen Frieden mit ihm geschlossen. Sein Gottesgedanke war zu einzig und groß: „Gott ist nicht da und ist nicht dort; er ist überall".

Es ist also nicht „Unglaube", wenn man die Wundererzählungen der Evangelien nicht mehr gläubig hinnimmt. Nein! vielmehr ist es die echte Frömmigkeit selbst, die sich an den Mirakelberichten stößt.

Es wäre auch ein seltsames Verlangen, wollte man von der Wissenschaft fordern, sie sollte anerkennen, was dem Verstand widerspricht; denn ihr einziges Werkzeug ist ja der Verstand (23). Groß ist gerade das Natürliche, das der Verstand erkennt; in dieser wirklichen Natur wirkt Gott. „Das Widernatürliche ist Theologentraum; darin feiert bloß menschliche Dialektik ihre Triumphe" (24).

Auch werden ja aus allen Religionen Wunder berichtet. Will man etwa nur die der eigenen Religion oder Konfession angehörigen für „wirkliche" Wunder und alle anderen für Schein oder Trug erklären?! In der Tat finden wir oft, daß z. B. die Protestanten die Wunder von Lourdes für Einbildung, die Wunder von Blumhardt[1]) aber für möglich erklären" (25). Darin aber zeigt sich doch die ganze Haltlosigkeit der konfessionellen Wunderbeurteilung.

Mirakel gehören in die „Kinderstube menschlichen Vorstellens" (66). Für reifere Frömmigkeit sind sie ein Hindernis; sie halten den Blick an Äußerlichkeiten fest. Gott ist der Gott der Ordnung, der erkannt sein will in seinen Gesetzen. Jesus ist kein „Wundermann, sondern der Heiland" (68). „Er ist Führer für alle, die ihre Seele führen lassen zu Gott. Hier erleben sie dann d a s Wunder."

II. W i l h e l m H e r r m a n n.

Eine wesentlich andere Würdigung des Wunders vertritt W i l h e l m H e r r m a n n[2]) (1848—1922, weiland Professor der evangelischen Theologie in Marburg, ein wesentlich an Kant orientierter Denker).

---

[1]) Johann Christoph Bl. (1805—1880), protestantischer Pfarrer, wirkte seit 1852 in Bad Boll (Württemberg), soll durch Handauflegen und Gebet Kranke geheilt haben.

[2]) „Wunder und Offenbarung", Gießen, Töpelmann, 1908. Die Ausführungen über das „Wunder" sind gerichtet gegen die Schrift von K. S t a n g e , Das Frömmigkeitsideal der modernen Theologie, 1907.

Zu der Auffassung, daß alles Geschehen in der Welt dem Gläubigen den Eindruck erwecke, daß in ihm Gottes gegenwärtiger Wille sich wirksam erweise, bemerkt er: ein religiöser Glaube, für den das zutreffe, wäre „kampflose Zuversicht" (31). Aber die Frömmigkeit im Sinne der Bibel und also auch des Christentums sei dies nicht. Sie sei Leben, das auf- und abwoge. Deshalb müsse sie sich auch den Gedanken des im Leben wirkenden Gottes immer neu erkämpfen. „Nur dadurch, daß wir Wunder erleben, können wir an Gott glauben". Die Bedeutung des Wunderglaubens zu begründen, werde bei jener Grundanschauung vom Wunder (die wir bei Traub kennen lernten) nicht berücksichtigt.

Ferner könne er es nicht billigen, wenn man den Gegensatz des Wunders zu der Gesetzmäßigkeit des Geschehens bestreite (wie das ja auch Traub tut). Man müsse mit voller Aufrichtigkeit zugestehen, daß im Glauben „mit dem Gedanken des Wunders etwas gemeint ist, was nur in irrationalen Vorstellungen ausgedrückt werden kann" (32). Der Konflikt des Wunder-Gedankens mit dem Gedanken der Natur darf nicht verhüllt werden. „Von der Religion selbst ist ohne Zweifel der Wundergedanke so gemeint, daß er aussprechen soll, die Natur sei nicht das Ganze der dem Menschen erfahrbaren Wirklichkeit. Die Natur im Sinne der Naturwissenschaft bedeutet aber den gesetzmäßigen Zusammenhang des nachweisbar Wirklichen überhaupt" (was ganz im Einklang mit Kant gedacht ist!). „Wer also aus der Religion heraus den Mut faßt, von einer Erfahrung des Wunders zu reden, müßte sich auch eingestehen, daß er etwas als wirklich vorstellt, was mit den Erkenntnismitteln der Wissenschaft nicht erfaßt werden und zur Natur nicht gehören kann."

Dabei braucht der Glaube dem Wunder nicht etwa da ein Plätzchen anzuweisen, wohin tatsächlich bis jetzt die Naturerkenntnis nicht gelangt ist. Er kann sehr wohl den weiteren unabsehbaren Fortschritt der Erkenntnis mit in Rechnung stellen. So berücksichtigt auch Herrmann, daß die von uns festgestellten Naturgesetze, weil aus der Erfahrung gewonnen, „immer revisionsbedürftig" sind, da die Erfahrung niemals „fertig" sei. „Aber," so fügt er — wieder im Geiste Kants — hinzu: „das Naturgesetz (als Idee) oder der Gedanke des gesetzmäßigen Zusammenhangs der Natur selbst, ist allerdings unserm Denken als die einzige Voraussetzung (das a priori) aller Erfahrung in Raum und Zeit klar geworden" (36).

Auch der gläubige Christ gebraucht notwendig diese Idee der Natur, und zwar nicht bloß, wenn er sich als Naturforscher betätigt, also in theoretischer „Einstellung", sondern auch stets — ohne daß es ihm bewußt zu sein braucht — im praktischen Leben, „in Geschäften" (wie das Kant, s. S. 88, nennt). All unser praktisches Verhalten, all unsere Arbeit ist nämlich von der Voraussetzung getragen, „daß die Dinge, die wir benutzen, in eine

von unserem Denken beständig gesuchte unverbrüchliche Ordnung gefaßt sind. In Geschäften statuiert man keine Wunder. Der einfache Entschluß zur Arbeit schließt den Gedanken ein, daß die Dinge, an denen wir arbeiten wollen, in ihrem Entstehen und Wirken einer Gesetzmäßigkeit gehorchen, deren unser Denken sich bemächtigen kann" (37).

Aber andererseits ist es unbestreitbar, daß der Naturgedanke uns nicht mehr beherrscht, wenn der religiöse Glaube in uns auflebt, „daß die von liebevoller Fürsorge erfüllte Macht Gottes uns die Wirklichkeit schafft, in der wir leben und wirken." Auch Jesus habe seinen Jüngern diesen Widerspruch zugemutet. Er habe zwar von ihnen nicht verlangt, von andern erzählte Wunder zu glauben, aber er habe von ihnen erwartet, daß sie Wunder erleben und Wunder tun (34).

Und so sollen wir denn als Christen Wunder erleben in der Erhörung unserer Bitten. Die Zuversicht, daß Gott uns erhöre, sei geradezu das Wesen des christlichen Glaubens. In dem Erlebnis der Gebetserhörung aber werde das „Wunder" erlebt, also etwas, was — nach der Formel der alten, auch katholischen Dogmatik supra et contra naturam (über der Natur und im Widerspruch mit ihr) sei.

Mithin besteht ein unauflösbarer Widerspruch zwischen der Natur-Idee, als dem leitenden Gedanken unseres (Natur-) Erkennens und unserer praktisch-technischen Arbeit und der Zuversicht zu Gottes wunderbarer Hilfe und Fürsorge. Viele können diese beiden Gedanken nicht derart zusammenfügen, daß der eine durch den anderen sich fortsetzte. „Sondern indem der eine von beiden in uns mächtig wird, tritt der andere zeitweilig zurück, um sofort wieder in alter Kraft sich zu melden, wenn für ihn der Moment gekommen ist, der ihm gehört" (37).

Die Notwendigkeit, zwischen diesen beiden Gedanken abzuwechseln, bildet im christlichen Leben eine Quelle seiner Energie. „Sie erzeugt," wie Herrmann ganz im Sinne der ‚Lebensphilosophie' bemerkt, „die innere Spannung oder das Irrationale, ohne das wir uns das Lebendige überhaupt nicht vorstellen können. Das Leben, das wir begriffen zu haben meinen, ist für uns erloschen."

So faßt also Herrmann in Übereinstimmung auch mit der katholischen Lehre das Wunder als ein unmittelbar von Gott verursachtes Geschehen, das nach den Naturgesetzen prinzipiell nicht erklärt werden kann. Und gegenüber allen Versuchen, den Gegensatz zwischen „Natur" und „Wunder" abzuschwächen oder aufzuheben, betont er: „In der Vorstellung eines Vorgangs, der innerhalb der Natur erscheinen, aber ihrer Gesetzmäßigkeit entnommen sein soll, verknüpfen wir logisch Unvereinbares" (41). „Trotz dieses logischen Widerspruchs halten wir das Wort „Wunder" fest und trotz ihrer Unbeweisbarkeit halten wir Wunder für wirklich" (42).

Freilich, sobald etwas in sinnlich faßlicher Wirklichkeit vor uns steht, ist es für uns ohne Zweifel ein Naturvorgang geworden[1]). „Ein Wunder ist uns das, was keinem bewiesen werden kann." Aber es handelt sich hier um Tatsachen, für die wir keines Beweises bedürfen, weil wir sie selbst erleben. Und der Inhalt dieses Erlebens ist, daß „der lebendige Gott sich uns offenbart und uns selbst dadurch lebendig macht, daß er uns mit sich verbindet"[2]).

So nähert sich also Herrman sehr stark der katholischen Lehre. Freilich treten in seinen Darlegungen die äußeren, wunderbaren Vorgänge (die „Mirakel", um mit Traub zu reden) völlig zurück und aller Nachdruck liegt auf dem inneren Erfahren des lebendigen Gottes. Aber das äußere hat er doch nicht ausdrücklich ausgeschlossen. Auch erklärt er ganz allgemein und ohne Einschränkung: „Den alten Wunderglauben halten wir fest. Denn er ist mit seiner Betonung des supra et contra naturam der zutreffende Ausdruck dessen, was die Religion mit dem Wunder meint; nämlich, daß Gott dem Menschen eine andere Wirklichkeit öffnet als die Natur" (42f.).

Freilich, in einem wichtigen Punkte fühlt er sich doch von der katholischen Auffassung tief geschieden: „Das erzählte Wunder hat für uns nicht mehr die Bedeutung, die es für die Christen der alten Zeit gehabt hat und haben konnte" (43). An vielen heutigen Christen, auch an solchen, die von der historischen Kritik nicht berührt seien, könne man beobachten, wie sie an den biblischen Wundern keineswegs eine Hilfe, sondern eine Last oder wenigstens einen Gegenstand der Sorge hätten. In der Tat besteht die positive religiöse Bedeutung der Überlieferung, also auch der Bibel, lediglich darin, daß der Mensch „aus dieser Überlieferung Gott vernimmt" (69). Freilich werden wir Gott nicht vernehmen, wenn wir ihn nicht suchen (55). Wir aber müssen vor allem Jesus in der Kraft seines persönlichen Lebens sehen lernen. Denn er ist die einzige Erscheinung des Geistes, der kein Vertrauen täuscht und der reines Vertrauen fordert. „Er ist die einzige Tatsache, die Glauben fordern darf, weil er dem Menschen, der Gott sucht, sicherlich als eine zweifellose Tatsache aus der Überlieferung entgegentritt, und weil er zweitens den Menschen, dem seine wunderbare Größe aufgeht, im Innersten zwingt. Das Wort Gottes, das uns wirklich als solches gewiß wird, weil es uns völlig

---

[1]) Das würde also auch für das von wissenschaftlich geschulten Beobachtern in Konnersreuth festgestellte Geschehen gelten. Freilich beruht die Anerkennung desselben als wirklich nicht auf „Beweis", sondern auf Beobachtung!

[2]) Herrmann denkt also wesentlich an innere „Erfahrungen", besonders solche, die wir bei der Versenkung in die Person Christi machen, wie das Herrmann in seinem Buche „Der Verkehr des Christen mit Gott" (4. Aufl., Stuttgart, 1903) dargelegt hat. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit seinen Ansichten gebe ich in meiner „Einführung in die Erkenntnistheorie", 3. Aufl. Leipzig, Meiner, 1927, S. 226ff..

niederwirft und uns aus dem Nichts zu einem neuen Leben ruft, ist schließlich er allein. Zu uns ... hat Gott geredet durch den Sohn" (56).

Also nur da hat die Überlieferung ein Recht, Unterwerfung zu fordern, wo sie tatsächlich einem Menschen zur Offenbarung des Göttlichen geworden ist. Ein Glaube an die erzählten wunderbaren Ereignisse als solche darf also nicht gefordert werden (64). Nie wird der Glaube an irgendeine Summe einzelner Berichte einen Menschen zum Christen machen (70). Christen werden wir nur, wenn „das Reich Gottes zu uns kommt."

Der entscheidende Unterschied zwischen christlicher und heidnischer Religiosität ist also dieser: meint ein Mensch der Macht, die ihn im Innersten bezwingt, in einem Mirakel zu begegnen, so ist er „Heide", meint er sie in der Person Jesu zu erleben, so ist er Christ (69). Daß wir aber die Gewalt dieser Person über uns erleben, ist und bleibt „Wunder" im eigentlichen Sinne der supra et contra naturam, weil uns dies eine Wirklichkeit erschließt, die wir in Naturbegriffe überhaupt nicht fassen können."

So kommt schließlich Herrmann, obwohl er im Unterschied von Traub den Wunderbegriff im strengen Sinne als unvereinbar mit allen Naturbegriffen durchaus festhält, doch wie jener dazu, allen äußerlich feststellbaren „Mirakeln" jeden religiösen Wert abzusprechen. Damit tritt auch er in einen entschiedenen Gegensatz zu der katholischen Lehre vom Wunder. (Über diese vgl. oben S. 77 f.).

Er begründet diesen Gegensatz durch folgende erkenntnistheoretische Erwägung: Wenn vor unseren Augen ein höchst ungewöhnlicher Vorgang sich ereignet, so sind wir keineswegs bereit, ihn ein Wunder zu nennen. „Wir reden dann nicht von einem Wunder, sondern von einem interessanten Problem für die wissenschaftliche Forschung. Das kommt natürlich daher, daß wir jeden Vorgang, den wir als nachweisbar wirklich ansehen, auch bereits als mit seiner Umgebung verknüpft denken, das heißt als »gesetzmäßig« (mithin als Naturvorgang; denn nach Kant ist »Natur« das Dasein der Erscheinungen unter Gesetzen).

Deshalb wird es auch der römischen Kirche immer schwieriger, die Wunder, die sie in der Gegenwart registrieren möchte, festzustellen. Wenn sie Ärzte zu diesem Zweck aufbietet, so ... setzt sie höher gebildete Christen in Verlegenheit. Denn auf solche Christen macht das ganze leicht den Eindruck der Unehrlichkeit. Man kann sich der Vorstellung kaum erwehren, daß doch die Leiter solcher kirchlicher Bemühungen selbst die nötige Klarheit des Bewußtseins haben, um bei jedem als nachweisbar »wirklich« festgestellten Vorgang seine Gesetzmäßigkeit mitzudenken. Für sie selbst würde also die Sache eine Schauspielerei sein, mit der sie freilich auf das arme Volk großen Eindruck machen, bis auch diese Köpfe bemerken, daß

ja das als nachweisbar wirklich vorgestellte Ereignis von demselben Menschen auch als »gesetzmäßig« (d. h. eben als Naturvorgang) gedacht wird. Natürlich überträgt sich aber diese unabweisbare Auffassung auch auf alles, was uns als vergangenes Ereignis erzählt ist." Auch die „Wunder" Jesu bleiben davon nicht ausgenommen. Auch sie müssen, sofern sie äußere Vorgänge sind, als gesetzmäßig und mithin als „natürlich" gedacht werden.

Zur Einführung in die Philosophie

III. Zur Erkenntnislehre: Kennenlernen und Erkennen.

Die beiden Faktoren, Anschauung und Begriff, die wir in Abschnitt II (Februarheft 1928, S. 59f.) betrachteten, finden sich sowohl im Kennenlernen wie im Erkennen.

Das „Kennenlernen" ist die Voraussetzung des „Erkennens". Ich muß einen Menschen schon „kennengelernt" haben, ehe ich ihn — etwa in der Ferne oder in der Dämmerung — „erkenne"; wer viele Menschen kennengelernt hat, „der Menschenkenner", wird weitere in ihrer Eigenart leicht „erkennen".

Was wir „erkannt" haben, das können wir auch „verstehen" oder „erklären". Den ersten Ausdruck pflegt man auf Menschen und ihr Verhalten anzuwenden. Wir „verstehen" es, wenn wir uns in ihre Bestrebungen, Absichten, Motive einfühlen, sie in uns nacherzeugen und dabei den Eindruck haben, so könnten auch wir wollen und handeln. Wir verstehen es also vom Ziel, Zweck (griech. telos) her, mithin teleologisch.

Das „Erklären" dagegen — wie es vor allem in der Naturwissenschaft angestrebt wird — verfährt „kausal", d. h. es will die Ursachen (lat. causa) erfassen. Wir könnten uns vorstellen, daß wir alle Naturvorgänge zu „erklären", d. h. unter Kausalgesetze unterzuordnen vermöchten, deshalb könnte uns doch der gesamte Naturverlauf „unverständlich" sein, d. h. wir wüßten damit noch nichts über seinen Zweck und Sinn.

Die Kausalgesetze sagen übrigens nur eine regelmäßige Folge von Geschehnissen aus: über die wirkenden Kräfte (wie etwa die sog. Anziehungskraft den Stein zur Erde zieht) sagen sie nichts.

Wie unser Wille es anfängt, auch nur unseren Finger zu bewegen, ist uns ebenso unerkennbar, wie wenn er den Mond in seinem Laufe aufhalten könnte. Nur wissen wir das eine aus der Erfahrung, das andere nicht. (So mit Recht Kant.)

Besteht das Erklären einzelner Vorgänge in dem Zurückführen auf Gesetzmäßigkeiten, so kommen wir mit diesem Zurückführen bald zu Ende. Daß es gewisse allgemeinste Gesetzmäßigkeiten gibt, ja, daß es überhaupt etwas Wirkliches und gerade solches gibt, das ist selbst unerklärbar. Ebenso können wir manches Ungewohnte kennenlernen, was wir — wenigstens vorläufig — nicht erklären können. Das gilt für alles „Okkulte". So können wir manches als tatsächlich beobachten, was wir (noch) nicht zu erkennen und zu erklären vermögen.

Vgl. A. Messer, Einführung in die Erkenntnistheorie. 3. Aufl. Leipzig, Meiner.

Lesefrüchte

Kant über Wunder („Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft").

Wenn man fragt: was unter dem Worte „Wunder" zu verstehen sei, so kann man... sie dadurch erklären, daß sie Begebenheiten in der Welt sind, von deren Ursache uns die Wirkungsgesetze schlechterdings unbekannt sind und bleiben müssen.

Da kann man sich nun entweder theistische oder dämonische Wunder denken, die letzteren aber in englische oder teuflische... einteilen, von welchen

aber die letzteren eigentlich nur in Nachfrage kommen, weil die guten Engel (ich weiß nicht, warum) wenig oder gar nichts von sich zu reden geben.

Es findet sich, daß vernünftige Menschen den Glauben an Wunder (dem sie gleichwohl nicht zu entsagen gemeint sind) doch niemals wollen praktisch aufkommen lassen; welches soviel sagen will als: sie glauben zwar..., daß es dergleichen gebe, in Geschäften aber statuieren sie keine. Daher haben weise Regierungen jederzeit zwar eingeräumt, ja wohl gar unter die öffentlichen Religionslehren aufgenommen, daß vor alters zwar Wunder geschehen wären, neue Wunder aber nicht erlaubt. Denn durch die alten Wunder konnte keine Verwirrung im gemeinen Wesen angerichtet werden, wegen neuer Wundertäter aber mußten sie allerdings der Wirkungen halber besorgt sein, die sie auf den öffentlichen Ruhestand... haben könnten.

Wenn eine moralische Religion (die nicht in Satzungen und Observanzen [zu beobachtenden Gebräuchen], sondern in der Herzensgesinnung zur Beobachtung aller Menschenpflichten als göttlicher Gebote zu setzen ist) gegründet werden soll, so müssen alle Wunder, die die Geschichte mit ihrer Einführung verknüpft, den Glauben an Wunder überhaupt endlich selbst entbehrlich machen; denn es verrät einen sträflichen Grad moralischen Unglaubens, wenn man den Vorschriften der Pflicht, wie sie ursprünglich ins Herz der Menschen durch die Vernunft geschrieben sind, anders nicht hinreichende Autorität zugestehen will, als wenn sie noch dazu durch Wunder beglaubigt werden: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht."

Aussprache

Zu den Erörterungen dieses Heftes, die sich ja wesentlich um den Wunderbegriff drehen, sind noch heranzuziehen zwei Aufsätze aus dem Septemberheft 1927: der von Anders Gemmer, „Zum Problem des Wunders", der die Bedenken eines modernen, kritisch denkenden Menschen gegen das „Wunder" darlegt, und der meinige über „Wissenschaftlichen Okkultismus und Wunderglaube", aus dem zu entnehmen ist, daß für eine unvoreingenommene naturwissenschaftliche Betrachtung angebliche „Wunder" zum „Okkulten" gehören, d. h. den Vorgängen, die wir nach unserer bisherigen Naturerkenntnis zwar noch nicht erklären können, die zu erklären wir aber bestrebt sind, weil wir ihre Gesetzmäßigkeit voraussetzen.

Das Wunder eine unentbehrliche Annahme

Von Emil Schlegel, pr. Arzt, Tübingen.

Man wird von der Annahme ausgehen dürfen, daß „nicht wunderbar" dasjenige ist, was sich unserm Verstand (unserm Erkenntnisorganismus) klar erkennbar angemessen darstellt. Z. B. eine Rechnung ist ihrer Natur nach klar und angemessen. Eine einwandfreie Schlußfolgerung ebenso; gleichfalls die Bedeutung eines Vergleichs. — Das Ungeheure, Maßlose, Unendliche ist im Begriff einwandfrei zu denken; es ist aber der Vorstellung nicht angemessen, weil über ihre Fähigkeit hinausgreifend. Die dem Verstand angemessenen Größen, Formen des Geschehens und Beziehungen sind nicht wunderbar. Aber sie sind nur Formen und können auch durch bloßes Denken, durch Einbildungskraft existieren. Erhalten sie eine Füllung durch Wirklichkeiten, so daß also Lebenswerten, Naturvorgängen durch sie genügt wird, so ist ein neues Element ins Wahrnehmen und Denken eingeführt, eine Realität. Diese Füllung der Form ist stets dem Denken fremdartig, ist wunderbar für dasselbe, weil es auch ohne sie in gleicher Funktion bestünde. Diese Realität, zu welcher Natur und Sinnenwelt gehören, ist von jeher als heterogen erkannt worden: sie ist ein Gegebenes und könnte auch nicht gegeben sein. Der Verstand hat also im Hintergrund ein Etwas für seine Betätigung, das ihm wunderbar ist[1]). Auch in neuerer Zeit — und von den tieferen Naturwissenschaftlern und Mathematikern — wird das gesehen, ein gespenstiges Element in Leben und Natur. Ein englischer Forscher nannte die letzten Wirkungselemente in der Natur „Dämonen". Der Mathematiker Riemann tat den Ausspruch: Wer weiß, was im Raum spukt?

Führt uns diese Tiefenerkenntnis des vom Verstand nicht faßbaren Wirklichen dem eigentlichen Wunder näher? Nicht direkt, denn ein solches Erkennen ist sowohl philosophisch als naturwissenschaftlich denkbar, ohne daß der Wunderbegriff mit in den Kauf genommen wird.

Man spricht von einem „Urzufall", der die Vorstellungswelt durch eine Art Einbruch des Willens mit Wirklichkeit fällte, und in der modernsten Wissenschaft wird es klar erkannt, daß die verstandesgemäße Einsicht in Lebens- und Naturvorgänge schließlich scheitern muß, sei es wegen grundsätzlicher Erkenntnisüberschreitung im Sinne von Dubois Reymonds Ignorabimus oder im Sinne des Tiefenproblems, abgesehen davon, daß sie auf eigenstem Gebiet und mit eigensten Mitteln bald ins Unbekannte führt. — Ich wollte hier nur zeigen, daß der Verstand abwirtschaftet, indem er Wunderbares hinnehmen muß, wenn er mit Wirklichem arbeiten will. Jedoch ist dies nicht das Wunderproblem[2]). Letzteres ist eigentlich seiner Natur nach psychologisch. Es wäre falsch, zu sagen: Das Wunder widerstreitet den Denkgesetzen. Kein Mensch kann letzteren entrinnen, und die Urteile, auch des Wundergläubigsten, müssen in Denkgesetzen (Kategorien) gefaßt sein. Ich glaube, daß der springende Punkt da liegt, wo der Einzelne bereit ist, das dem Denken heterogene Gegebene in seinen Denkreihen aufzunehmen. Daß es jeder einmal tun muß, geht aus vorstehendem hervor. Es handelt sich um die Frage, ob immer nur der Naturlauf zur Realgrundlage wird, ob keine Einbrüche vorzeitig stattfinden, die das heterogene Element der Wirklichkeit aus anderen Quellen zuführen, ob wir es durch den Weltlauf abwarten können, bis das Denken die gemeinsame Tiefenschicht überall erreicht und nicht weiter kann, oder ob ihm da und dort ein neuer Anfang, eine Anknüpfung an Ungewöhnliches gegeben wird. Diese Gelegenheit als Wunder anzusprechen, liegt nahe, wenn es sich um Erfahrungen auf okkultem Gebiet handelt. Im wesentlichen würde durch eine solche Begegnung mit ganz ungewohnten Wirklichkeiten an der Lage des Denkverhältnisses nichts verändert; es wäre nur eine einzeln dastehende Darbietung im Seelenleben, welche sich weniger grundsätzlich, als vielmehr durch Seltenheit der Erfahrung auszeichnete. — Es versteht sich, daß der Verstand seine Domäne nicht freiwillig aufgibt. Auch ungewöhnliche und seltene Erscheinungen verfolgt er mit seinen Prüfungsmethoden, die sich aus dem Erkenntnisorganismus ergeben, bis zum Äußersten und findet sie erst dann unangemessen dem Erleben, wenn sie sich nirgends durchgehend anpassen, so daß Ungewöhnliches zugegeben werden muß, Realitätszufluß aus unbekannten Quellen. Gleichwohl aber rückt die wunderbare Tatsache nicht aus dem Erkenntnisorganismus hinaus, was soviel wäre, als für uns nicht mehr vorhanden; er nimmt nur den neuen Realitätsquell in Besitz und denkt in bewährten Formen weiter. So kann man sich die Erfahrung aller Wunder vorstellen, welche deshalb auch nichts Grundstürzendes für die Welt an sich haben; sie haben nur das Grundstürzende für die ihnen ausgelieferte Seele, woher die Erschütterungen und Bekehrungen durch Wunder kommen und worin sich der psychologische Charakter des Wunders betätigt[3]). „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Häufig wurde aber der Glaube durch Wunder gezeugt und erzeugt, wenn wir sehr viele Erlebnisse Heiliger und anderer Wunderzeugen annehmen dürfen. Der Gottesglaube ist förmlich auf Wunder angewiesen, weil unser Verstand ihn nicht hervorbringen kann bei seiner Einstellung auf Formales und Endliches, bei seiner an sich rechnenden Art, die stets eine Gegenwirkung, gleichgesetzt einer Wirkung, fordert. — Alles was sich der Glaubende von Gott versieht, ist eine Durchbrechung dieser Verstandesforderung und eine Gründung des Weltgeschehens auf Ewigkeit. Deshalb muß sich Gott o f f e n b a r e n, was einem Wunder gleichkommt[4]), um der Verstandesträgerin, der einzelnen Seele, einen neuen Anfang ihres Denkens zu geben, in welchem Anfang das Göttliche die alleinige Grundlage der Realität wird, so daß künftig der heterogene Tiefengrund des Denkens sich allein unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit darbietet und der Verstand sein Ziel auf dieser Grundlage erreicht sieht. Damit ist das Denken als ein Instrument begrenzt und die Seelentiefe für das Ewige erschlossen, das Wunderland, aus dem nun alles Geschehen in ganz neuer Beleuchtung hervorbricht. Dies ist das eigentliche Wunder des echt religiösen Menschen; alle anderen Wunder treten dagegen zurück. Daran zu g l a u b e n, hat niemand ein Interesse als die Seele, welche sich jenem Licht geöffnet hat; aber die Religion ist keine Wunder- und Glaubensschule, vielmehr ein Verhältnis

zur Ewigkeit, in welchem die Liebe zu allen Menschen den mächtigsten Antrieb darstellt und die Gottesliebe und die Erkenntnis in solcher Übung heranbildet. Dem in diesem Sinne Gläubigen ist alles Wunder[5]), selbst die an sich lichtvolle Organisation des Verstandes, der uns die äußerste Freiheit des Gedankens verbürgt. — Nach dieser Darlegung ist das Wunder ein Vorgang, der nicht allein objektiv konstatiert werden kann[6]). Denn es kommt darauf an, wie das Gegebene aufgenommen wird. Die Anzweifelung muß unterbleiben, und dieser Verzicht ist ein subjektiver Akt. Wenn wir selbst eine Totenerweckung erlebten, so wären immer Gründe genug bereit, sie für ungewöhnlich zwar, aber dennoch für natürlich begründet zu halten, auch wenn die Einsicht versagt. Nötigt sie uns aber durch ihre Eigenart, die Hypothese eines Gottesaktes anzunehmen, oder haben wir ohnehin durch religiöse Erneuerung diese Hypothese zur Grundlage aller Betrachtungen gemacht, so ist das Wunder fertig. — Wir können ohne Wunder auskommen, wenn wir das dem Denken Fremdartige, das Existente, das mindestens Wunderbare vom Wunderbegriff absondern, trotzdem es sich dem Wunder zuneigt; wir haben keinen Grund, das Wunder zu scheuen, wenn wir die subjektive Begründung oder Zulassung klar einsehen und dabei vom religiösen Grundsatz ausgehen. — Können wir ohne Religion auskommen? Daß ihre Vorstellungswelt uns verfolgt, beweist ihre Zugehörigkeit zur Menschenseele: man kann zwar ablehnen, auf diese oder jene Religionsform einzugehen, aber es geschieht „aus Religion", wie Schiller sagt, und eine tiefe Selbstschau wird zeigen, daß die Basis für einen Wunderglauben, welcher nach obigem das Denken in alter Weise fortwalten läßt und nur eine Grundlage wechselt, überall vorhanden ist.

Bemerkungen zu Vorstehendem:

[1]) Hier wird alles in der Wirklichkeit Gegebene, also z. B. daß es gerade diese Stoffe, Himmelskörper, Tiere und Pflanzen gibt, als „wunderbar" bezeichnet. Alles was sich nicht durch bloßes „Denken" ableiten läßt, soll ein „Wunder" sein. Das dürfte dem Sprachgebrauch nicht entsprechen. Eine so weite Ausdehnung des Wunderbegriffs erscheint mir unzweckmäßig.

[2]) Hier gibt der Verf. diese zu weitgehende Verwendung des Ausdrucks „Wunder" selbst auf.

[3]) Vom „psychologischen" Charakter des Wunders kann man insofern reden, als er von einem psychischen (seelischen) Zustand im Einzelnen, nämlich dem Stand seiner Erfahrung und seines Wissens abhängt, was ihm „ungewöhnlich" oder gar „unerklärlich" und damit „wunderbar" erscheint. Ein Neger Innerafrikas, in unser Milieu versetzt, würde in vielen uns ganz gewohnten technischen Einrichtungen (elektrisches Licht, Telephon, Radio, Auto usw.) „Wunder" sehen.

[4]) Das ist etwa der Wunderbegriff Herrmanns (s. oben S. 83), nur daß dieser als Träger solch göttlicher Offenbarung wesentlich Jesus erlebt.

[5]) Das ist der Wunderbegriff Traubs (s. oben, S. 81 f.).

[6]) Besser scheinen mir: „der nicht objektiv konstatiert werden kann"; denn das „objektive Konstatieren" ist schon ein Versuch des Einordnens in den Naturzusammenhang. A. M.

Zur Behandlung des Falls Konnersreuth

Einem Flugblatt „Ich klage an" von L. J. Reichenau (Verlag: Zeitschr.-Institut, Berlin SW. 49, Puttkamerstr. 19) entnehmen wir Folgendes: „Was soll man sagen, wenn Gedichte veröffentlicht werden, wie in „Der Montag Morgen", dessen Verfasser ich taktvoll verschweige, und dessen letzte, der andern würdige Strophe lautet:

„Vom Herrn Pfarrer bis zum Feldgendarmen,
alle blicken auf die Dulderin,
und begreifen jetzt den tiefen Sinn,
nämlich, seelig sind die geistig Armen,
denn vom Himmel tropft der Reingewinn;"

wenn (und das ist das Schlimmste) ein an hoher Stelle stehender Wissenschaftler[1]), nämlich der Direktor der psychiatrischen Klinik in Freiburg, Prof. Dr. A. Hoche, zu

[1]) Im „Berliner Tageblatt" vom 26. Sept. 1927.

dem Fall nichts weiter zu sagen hat, als daß alles Täuschung sei (lediglich unter Hinweis auf einen ähnlichen Fall), und hinzusetzt: „für denjenigen, für den die Naturgesetze eine unverbrüchliche Geltung besitzen, haben solche Fälle nur eine kulturgeschichtliche Bedeutung. Was den wissenschaftlich Denkenden interessiert, ist nicht das Wunder oder der Geisteszustand dieser armen Wesen, sondern die seelische Konstellation bei denjenigen, die an diese Dinge zu glauben vermögen."

Ja — in dieser Weise erledigt ein Vertreter der offiziellen Wissenschaft den Fall! Erledigt ihn genau im Sinne Palmströms [bei Strindberg], von dem es heißt:

„und er kommt zu dem Ergebnis,
nur ein Traum war das Erlebnis,
weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein kann, was nicht sein darf!

Man kann nur das aussagen: wehe diesen Palmströms, diesen ärgsten Hemmschuhen am Fortschritt der Menschheit!

Vorstehendes sind einige Beispiele dafür, wie ein Kulturvolk einen Fall abtut, der ihm eine beispiellose Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse geben könnte!"

Besprechungen

Müller-Freienfels, Richard. Metaphysik des Irrationalen. Leipzig, F. Meiner. 1927. 493 S. Geh. 22.—, geb. 25.—

Die Auseinandersetzungen auf dem Gebiete der Erkenntnislehre über die Frage, ob eine Metaphysik möglich sei, sind gewiß nicht überflüssig. Wer die Frage bejahen kann — wie das für den „kritischen Realisten" zutrifft —, der wird metaphysischen Versuchen mit ganz anderer Aufgeschlossenheit gegenüberstehen, als der, dem solche Versuche von vornherein als haltlose Spekulationen und Phantastereien erscheinen. Aber noch wirksamer als die Bejahung der Möglichkeit der Metaphysik ist — ihre Verwirklichung. In dem vorliegenden Werk haben wir es mit einem hochbedeutsamen metaphysischen System zu tun, das nicht leicht seinesgleichen in unserer heutigen philosophischen Literatur hat, was kritische Besonnenheit und konstruktive Kraft des Denkens und schlichte Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung angeht.

Wenn der Verf. schon im Titel den Begriff des Irrationalen verwendet, so darf das nicht zu der Meinung verführen, als teile er die heute Mode gewordene neuromantische Geringschätzung der ratio, d. h. der Vernunft- oder Verstandeseinsicht. Er will damit nur sagen, daß er die Tatsache der Welt und ihre Beschaffenheit nicht für a priori, d. h. aus reiner Vernunft erkennbar hält; vielmehr müssen irrationale, besser außerrationale Momente: nämlich das uns im „äußeren" und „inneren" Sinne Gegebene bei der Erkenntnis immer mitwirken. So lehnt er mit Recht die Einseitigkeiten des „Rationalismus" wie des „Sensualismus" ab, fordert aber ihre Synthese (wie das im Grund schon Kant getan). Wenn er diesen seinen Standpunkt als „Dynamismus" bezeichnet, mit der Begründung, daß „in allem Erkennen eine Aktivität, eine Kraft wirke", so scheint mir das als psychologische Behauptung richtig, aber für die erkenntnistheoretische Frage, worauf die Geltung der Erkenntnis beruhe, gleichgültig zu sein.

Den Sinn des Erkennens erblickt er (in tatsächlicher Übereinstimmung mit dem „kritischen Realismus") in der Auffassung eines vom erkennenden Subjekt und seiner Erkenntnis unabhängig Existierenden; einer Auffassung, die freilich auch der Art des erkennenden Subjekts gemäß sein muß.

So deutet er denn auch die Wirklichkeit nach dem, was wir als unser eignes tiefstes Wesen unmittelbar erleben, als zielstrebige Kraft. Dieser sein metaphysischer „Dynamismus" ist vorsichtiger als die heute vorherrschende Lebensphilosophie, die im Leben, wohl gar im geistigen Leben den Kern der Wirklichkeit sieht. Er trägt nämlich der Tatsache Rechnung, daß auch Unbelebtes, Anorganisches zum Bestand der Wirklichkeit gehört. Neuere Einsichten unserer Naturwissenschaft gestatten allerdings, das Materielle als eine besondere Art der Kraftwirkung anzusehen, aber alle Kraftwirkung

als „Leben" aufzufassen, sind wir nicht berechtigt. Wohl aber steht Müller-Freienfels mit jener Lebensphilosophie auf gemeinsamem Boden, sofern er die mechanistische Erklärung des Lebens aus bloß kausal bestimmten, „blinden" Naturkräften ablehnt, vielmehr sieht er auch schon in den Kräften der anorganischen Natur „Richtung", Zielstrebigkeit. Somit stellt sich ihm die gesamte Wirklichkeit dar als ein ungeheurer Inbegriff von zielstrebigen Kräften, innerhalb dessen immer mehr Einheit des Mannigfaltigen sich durchsetzt, Chaos zum Kosmos wird.

So ist seine ganze Weltanschauung teleologisch. Dies macht es ihm aber möglich, eine umfassende Wertlehre als krönenden Abschluß auf seine Metaphysik aufzubauen. Alles Ziel des Strebens nämlich wird als Wert erlebt. So erfassen wir denn auch unsere innerste Tendenz (nach der wir zugleich die Welt deuten) als Streben nach Wertverwirklichung. Darin liegt Sinn unseres Lebens wie der Welt; nur daß dieser Sinn nicht einfach ohne unser Zutun da ist, sondern wir berufen sind, ihn mit zu verwirklichen. Vollkommene Wertverwirklichung können wir nicht an den Anfang des Weltgeschehens setzen, höchstens als Leitidee unendlicher Entwicklung anerkennen.

A. M.

Hainig, Hans, Levitation. Pfullingen, Baum. 28. S.

Die Schrift bringt sorgfältig ausgewählte Berichte über die bedeutsame und viel bezeugte „Erhebung" ohne sichtbare Ursache und erörtert in besonnener Weise die Erklärungsversuche.

Underhill, Evelyn, Mystik. Eine Studie über die Natur und Entwicklung des religiösen Bewußtseins im Menschen. Nach der 8. Auflage des englischen Originals übertragen von Helene Meyer-Franck und H. Meyer-Benfey, München, Reinhardt 1928. 688 S. Preis geh. 16.—, geb. 18.—.

In der ganzen Diskussion über den Sinn und Wert und das christliche Recht der Mystik machte sich immer wieder fühlbar das Fehlen eines grundlegenden und zusammenfassenden Werkes, das unmittelbar aus den Quellen schöpft. Es muß darum besonders warm begrüßt werden, daß jetzt ein solches Standard Work in einer flüssigen Übersetzung den deutschen Leserkreisen zugänglich gemacht wird. Seitdem Friedrich von Hügel von uns gegangen, gibt es auf der ganzen Welt keine gründlichere und intimere Kennerin der Mystik als Frau Underhill. Sie besitzt eine ganz erstaunliche Kenntnis der mystischen Literatur aller Völker, Religionen und Zeiten wie der ganzen wissenschaftlichen Erforschung der Mystik. Aber, was noch wichtiger ist, sie besitzt eine persönliche, erfahrungsmäßige Kenntnis des mystischen Gottesumganges, wie sie unter unseren europäischen Zeitgenossen so selten ist. Sie gehört zu jenen religiösen und kirchlichen Geistern Englands, die auf mich bei meiner Studienreise in England den tiefsten Eindruck gemacht haben. Ich wünsche diesem Buche, das zahllose falsche Vorstellungen von der Mystik beseitigt, recht viele dankbare Leser. Es ist ein Buch für Kopf und Herz, das einen dauernden Platz auch in unserer deutschen Literatur verdient.

Prof. Friedrich Heiler.

Neue Aufsätze können z. Zt. nicht angenommen werden.
„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag, nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. A. Messer und Frau Paula Messer, geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Für Einsendungen, die nicht im Einvernehmen mit der Schriftleitung erfolgen, kann keine Verantwortung übernommen werden. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Das Gesetz der Liebe ist letzten Endes identisch mit Religion. Mit der Religion, die sich ganz auf die Liebe gründet: mit der christlichen. — Das systematische Werk wird schließlich zur Erbauungsschrift, deren metaphysisch-moralischer Gehalt Dichterweihe empfangen hat und also zugleich ästhetischen Genuß bereitet.

R. Krauss in der „Literatur".

Das Gesetz der Liebe

von Hans Heinrich Ehrler

In Ganzleinen gebunden acht Mark

Wir brauchen nur einige Seiten dieses goldenen Kodex zu lesen, um den echten Propheten zu erkennen und um nicht abzulassen, bis wir alle seine Worte gehört haben. In der Tat, dieses ist mehr als ein Buch nur, ist eine ganz tief durchdachte, schmerzlich erlittene, hoffend errungene Rede und besonnene Predigt über ein viel mißbrauchtes Wort und eine schmählich entstellte Angelegenheit des Herzens: über die Liebe. Und zwar über die Liebe als kosmisch-religiöses Gesetz, als Allgesetz und als Gesetz in der menschlichen Seele. Rudolf Paulsen im „Tag".



GOTHA
LEOPOLD KLOTZ VERLAG